O. Germ.
965 hm

Müller

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C

Die

sächsische Schweiz.

Sagen-Cyclus

von

Wilhelm Müller.

Berlin, 1843.
Deutsche Verlags-Buchhandlung.
(C. G. v. Puttkammer.)

400. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den Freunden

der schönen Natur

als

eine Erinnerung an die herrlichen Gegenden des
sächsisch-böhmischen Hochlandes

geweiht

von dem Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwelt.

I. Das Gebet des Kindes.

Ottowalder Grund. — Teufelsküche. — Steinernes Haus. — Kleine Gans. — Das Felsenthor. — Das Lamm 1

Uralter.

II. Die Blumeninsel.

Der große Winterberg. — Das Prebischthor 28

III. Die Brut des Teufels.

Bastei. — Martertelle. — Mönchsstein . . . 71

Die Heidenzeit.

IV. Die Heidenburg.

Königsstein 119

Seite

Mittelalter.

V. Die Blinde aus dem Grünbachthale.

Amselgrund. — Hockstein. — Honigstein. — Wolfsschlucht 145

Die Zeit der Väter.

VI. Der Schläfer.

Schloß Lohmen 203

Die Gegenwart.

VII. Kugelmännchen.

Die Steinbrüche von Pirna 233

VIII. Die Blumengeister.

Lilienstein 253

Buchdruckerei des Preußischen Volksfreundes.

Das

Gebet des Kindes.

Ottowalder Grund. – Teufelsküche. – Steinernes Haus. – Das Felsenthor. – Kleine Gans. – Das Lamm.

I.

Das Gebet des Kindes.

In dunkeln Urzeiten, die nicht aus der Geschichte in unsre Tage tönen, sondern nur in der Sage zu uns flüstern, lange vor dem adamitischen Geschlechte, lebte in einem freundlichen Felsenthale ein Wesen, nicht auf Erden geboren, nicht von Sterblichen erzeugt, sondern dem Dämonengeschlechte verwandt. Wedma war einst schön gewesen, aber sie ward böse, ihre Gedanken voll Sünde, und so wurde sie häßlich, denn ihr war die Eigenschaft, daß ihrem geistigen Sein ihr Körper gleichen mußte; nicht, wie das spätere Menschengeschlecht, konnte sie ein schwarzes Herz unter einer schönen Hülle verbergen. Und noch ein andres Wesen lebte in Wedma's Nähe, entfremdet allen finstern Dämonen, theilte sie mit jener Bösen nur die Eigenschaft, daß auch ihr Kör-

per der Spiegel ihrer Seele war, und Ducha war schön wie der Tag, wie das Morgenroth, wie der Strahl der Verklärung, denn ihr Herz war lauter und rein, kindlich und ohne Sünde. Etwas ferner diesem Erdenengel lebten andre Geschöpfe, minder schön, schon mehr der Erde verwandt in ihrem Treiben, aber fast noch mit derselben Seelenheiligung, mit derselben Herzensreinheit wie Ducha begabt. Die Erde war noch Gottes, nicht des Menschen Eigenthum; es war kein sturmreicher Herbst, kein erstarrender Winter, kein sengender Sommer, sondern nur ein ewiger Frühling. Der Himmel wölbte sich, ein dunkel strahlender Spiegel, über grünende Fluren, nimmer welkende Blumenauen; in den silbernen Flüssen und Seen strahlte das Licht der Sonne, der Sternen-Heere und des goldenen Mondes wieder; es ward nie Nacht auf Erden, und die Finsterniß war in der Schöpfung, wie in den Herzen unbekannt; der Sonnentag wechselte mit dem Tag des Mondes, und einer war so schön und mild wie der andre. Die Erde trug ihre Frucht noch ungezwungen, unbearbeitet und das goldene Getreide wuchs — wie noch jetzt in einem Theile des gigantischen Slavenreichs — wild empor. Noch war kein Mensch gestorben und der Tod hatte noch kein Herz gebro-

chen; ja, selbst sein milder Bruder, der Schlaf, war noch unbekannt; er raubte den Erdbewohnern noch nicht die Hälfte ihres Daseins; er schuf vor ihren geschlossenen Augen noch nicht eine Hölle, einen Himmel, der mit dem Erwachen entfloh. Aber die Liebe war schon auf Erden; das göttliche Urlicht aller Erschaffenen heiligte schon das Erdenrund und alle Herzen; so stieg Isar täglich von seiner Berghöhe zu Ducha's Hütte, die nur aus Blumen und duftenden Blüthenzweigen zusammen geflochten war, nieder. Die Glut der Sinne war noch unbekannt der Menschenbrust; da saßen sie beisammen, einer nur durch den andern glücklich, einer nur durch den andern selig, wie Kinder, keiner Vergangenheit, keiner Zukunft gedenkend; nur wenn die Sonne sich in das Abendroth hüllte und aus den Purpurwolken der zweite Tag, der des milden Mondes emporstieg, verließ Isar auf wenige Stunden die Geliebte, um einer andern Liebe ihr Recht zu geben; denn dort, wo er in der laubumgrünten Grotte lebte, weidete sein kleines Schwesterlein ihre Lämmer, und wenn der eine Tag mit dem andern wechselte und der Bruder ihr noch fern war, bangte dem Kinde gar sehr nach ihm. Auf einem solchen Rückwege begegnete der Jüngling einst der furchtbaren

Wedma; die Einzige der Erdbewohner, die schon den Haß, den Neid, den giftigen Groll kannte, und wie die Böse den Jüngling erschaute, ergriff sie eine seltsame Doppelempfindung; sie fühlte sich von dem Jüngling eben so sehr abgestoßen als angezogen; sie haßte ihn und sehnte sich zugleich nach ihm; diese innere Zwietracht des Herzens war die Liebe der Sünde. Sie ersah wohl, wie Ilar, als sein Weg den ihrigen kreuzte, zurückschauderte vor ihrer abschreckenden Häßlichkeit; darüber ergrimmte sie furchtbar und fluchte ihm, Ducha und sich selber, und schwur, denjenigen, der jetzt vor ihrem Anblick floh, zu bannen an ihre Fersen, daß er nimmer und nimmer sie solle verlassen können. Doch wie sie nach diesem Gelübde niederblickte in die dunkle Tiefe des ruhigen See's, schauderte sie selbst zurück vor dem Schreckbilde, das ihr aus dem Spiegel des Wassers entgegen trat. Sie war nach dem sündigen Schwure ungleich häßlicher, ungleich abschreckender geworden. Und wie sie nun Ducha erblickte, die von ihr Gehaßte, war diese ungleich schöner als vorher, denn diese war ja gut und fromm und die Seele verklärte des Körpers Hülle. Und die Gefallene fühlte, daß sie, um den finstern Zweck zu erreichen, ringen müsse des Körpers Wohlgestalt zu erwerben, rauben

der Nebenbuhlerin die Schönheit. Um dies zu vermögen rief sie das Reich der Unterwelt auf, denn ihrer geistigen Kraft, ihrem unheimlichen Wissen, war es bekannt, daß die grüne Blumendecke der Erde nur eine Welt von der andern sondre, und daß dort unten, in der ewigen Nacht, Wesen lebten, deren Wirken und Thun sündig wie das ihrige war. Diesen Ewigfinstern fühlte sie sich anverwandt, von diesen wollte sie Hülfe heischen.

Sie eilte in ihre Felshöhle, in welche der freundlichste Tag nur eine matte Dämmerung senken konnte, denn aus der tiefen Felskluft zur Felsenhöhle hinauf zeigte sich nur eine schmale Oeffnung, über dieser hingen immerdar finstre Wolken, welche Sonne und Mond und das blinkende Sternenheer von dieser Stätte bannten. Unter dieser Steinspalte erhob sich in der Höhle eine Felsplatte, einem Heerde gleich. Hier nisteten häßliche Gethiere, hier brodelten giftige Kräuter, hier saß Wedma einsam, ungesellig, Jeden meidend und von Jedem gemieden, und brütete Gedankensünden. Zum erstenmal hauchte der wilde Sturm über die Fläche der Erde hin und brach die zarten Blumen und brach die Bäume, die wie Säulen zum Dom des Himmels strebten, denn Wedma hatte ihre furchtbaren Beschwörungen be-

gonnen und rief die in Nacht Athmenden zu ihrer Hülfe herbei, und sie stiegen herauf, und die Zauberin forderte von ihnen Gewährung ihrer Wünsche. Aber die Unbegnadigten, schon damals Feinde dem Erdengeschlechte, antworteten mit Doppelsinn und Lüge; sie sprachen: nimmer kann dir werden, was du forderst, nimmer wird die Schönheit deines Körpers wiederkehren, so du nicht den ewigen Feind des Lebens auf die Erde empor rufst. So er aber erscheint und du ihm deine Nebenbuhlerin opferst, wird er nimmer wieder weichen von der Erde Räumen, sondern das ganze Geschlecht der Erschaffenen wird ihm dann verfallen sein; alle Herzen wird er brechen, die glücklichen und die unglücklichen; alle Augen wird er mit Thränen füllen, jede Brust mit Verzweiflung, Jammer und Weh; er, der Tod, wird der alleinige Gebieter der Erde sein, und seine Altäre, dunkle Grabeshügel, werden sich in allen Stätten, in allen Ländern, in allen Zonen erheben. — Werde auch ich ihm verfallen sein, fragte Wedma mit bebendem Grausen. Allen, die da leben, war die Antwort, wird geschehen, wie dir; sie werden welken und ihre Schönheit wird wie ein flüchtiger Hauch vergehen; aber wie sie deines Fluches theilhaft geworden, wirst du auch den ihren mitleiden

müssen; auch du wirst enden und sterben wie sie. Während der Versucher so sprach, fiel Wedma's Auge auf eine blinkende Steinschaale, sie gab ihr Bild mit grausender Wahrheit zurück, und schnell entschlossen rief sie: es sei! mag auch mich der Vernichter erfassen, wenn ich nur vorher gelebt habe. Wie aber geschieht es, daß ich die verlorene Schönheit wieder erringe. Wenn der ewige Feind des Lebens erscheint, antworteten die Finstern, wenn du ihn gerufen auf die Erde und ihm Ducha zum ersten Opfer verfällt, nimmst du ihr Blut und badest damit dein Angesicht, und alsobald wird es sich verjüngen und verschönern. Aber entgegnete die Körper- und Seelenhäßliche, Ilar verläßt Ducha nur auf Augenblicke, wie soll ich sie opfern, ohne daß er nicht störend eintritt? Tödte ihn mit ihr, flüsterten die bösen Rathgeber. Ich kann nicht, zitterte sie, ich hasse ihn oft heiß und glühend, aber ich kann nur leben, wenn er lebt. Da hauchten die Ewigverlorenen: so nimm von den Kräutern, die unter dem Felsenabhange im feuchten Moder sprießen und unter deren Blättern die kalte Schlange nistet; presse ihren Saft und mische einige Tropfen davon dem Jüngling in seinen Trank, und alsogleich wird nicht der Tod, nur dessen Vorschauer zu ihm

treten, er wird auf kurze Zeit einem Doppeldasein verfallen, seines Körpers Glieder werden ermatten, sein Auge sich schließen und sein Geist, abgesondert dieser Erde, sich eine eigene Trugwelt schaffen; in dieser Zeit wird er nicht hören, nicht sehen, nicht empfinden, was um ihn geschieht, und wenn er erwacht, wird das Opfer schon gethan und Ducha schon getödtet sein. Wahre dich aber wohl, fügten die Verworfenen drohend und warnend hinzu, daß du keinen Fehl übst in der Stunde, wo du den Vernichter rufst: so in dem Augenblicke, wo das Opfer fällt und das erste Blut auf Erden vergossen wird, nur ein Wesen ein Gebet flüstert, nur ein Wesen einen frommen Gedanken hegt, ist das Werk mißlungen und die verhöhnten Gewalten fassen und verderben dich und alle die deinen. Wedma zürnte: immer mehr häuft ihr Unmöglichkeiten, wie soll ich fernen Ducha's Freunde, wie soll ich es verhüten, daß sie nicht beten, nicht fassen einen frommen Gedanken? Die Finstern entgegneten abermals: nimm von den Trauben, die auf den Anhöhen an Strauch und Baum empor ranken und presse ihren Inhalt. Dann lade alle Bewohner dieses Thales zu einem Feste und reiche ihnen den mit unserm Fluche gesegneten Saft; sie werden ihn willig und gerne

trinken, denn er wird ihrem Gaumen behagen und alsobald wird ein ungewöhnlicher Wahnsinn alle ergreifen; ihr Blut wird aufzucken in Feuergluten, während sie nicht mehr Herr ihres Körpers sein werden; sie werden jauchzen und trauern, lachen und weinen ohne Ursache; Keiner wird den Andern erkennen, Jeder dem Andern fremd werden; sie werden wohl noch Haß und Groll, aber nicht mehr das Gute empfinden, so werden sie dir selbst behülflich sein zu deiner That und aufjubeln, wenn das Blut der Geopferten fließt. Auch wollen wir zu dem Werk dir unsre Diener aus dem tiefen Reiche senden, sie sollen das Opfer fällen und ihr Anblick wird die Sinne der Bethörten völlig wirren.

So war das finstre Werk, die erste Blutschuld, die erste Todsünde auf Erden beschlossen und Wedma ging an die Ausführung der Schauerthat und die finstern Verlocker verließen die Brust der Sünderin nicht mehr.

Wie war Ducha indeß so glücklich, weil sie immer gut und schuldlos blieb und weil eine reine Liebe ihr Leben heiligte. Jeder Tag ihres Daseins war eine fromme Sabbathfeier, und doch war sein Inhalt so einfach und so ohne allen Wandel. Heut wie gestern saß an ihrer Seite Ilar, und zu beider

Füßen Aida, das kleine Schwesterlein, mit ihrem weißen Lamme, und die Glücklichen lächelten heut wie gestern, oder sie kos'ten wohl auch mit dem lieblichen Kinde, das sein Köpfchen neckend in die Wolle des Schäfchens versteckte, und dann wähnte nicht mehr von den Lieben gesehen zu werden. Oder es kamen die andern Bewohner, glücklich und kindlich wie Ducha und Ilar, und sie setzten sich beisammen auf die duftende Moosdecke und schauten in seligem Ahnen zu den leuchtenden Wolken hinauf, die wie weiße Tauben über die glückliche Erde hinzogen, oder sie sangen auch fromme Lieder, die erst in demselben Augenblick, wo sie von den Lippen tönten, im Herzen entstanden. Diese kindliche Freude verstummte nur dann, wenn sich Wedma zeigte, denn die Unselige war noch häßlicher geworden, eine Mißgestalt, nicht mehr den Menschen, sondern jenen Wesen ähnlich, mit denen sie den finstern Bund geschlossen; dann entschwand das Lächeln, dann verhallten die Lieder, denn das Herz der Erstgebornen war damals noch weich und milde, und alle hatten Mitleid mit der Unglücklichen. Anders aber deutete Wedma dieses Verstummen; wie sie sich selbst haßte, wie sie sich selbst verabscheute, so wähnte sie, müsse Alles für sie fühlen und empfinden. Von

diesem Wahn befangen, ergab sie sich inniger ihren Verbündeten, arbeitete thätiger in ihrer dunkeln Kluft und kochte fleißiger ihre gefährlichen Kräuter; der Brodem derselben stieg durch die Felsspalte und hing sich oben an den Felsgipfel wie ein riesiges Ungethüm; die Gefieder der Lüfte umkreisten nur von ferne diesen Dunst und jedes Leben mied den häßlichen Gifthauch.

Da war endlich der sündige Gedanke zur That geworden und das Werk der Nacht gethan. Wedma sandte nun an alle Bewohner des Thales und der Anhöhe und ladete sie ein, am dritten Tage nach dieser Botschaft in dem freundlichen Waldthale zu erscheinen, denn sie gab vor, daß an jenem Tage die Krankheit von ihr weichen und sie ihre Ungestalt verlieren würde. Alle versprachen zu kommen und freuten sich der Hoffnung der Unglücklichen, und glaubten wirklich in ihrer schuldlosen Einfalt, jene Verunstaltung sei nur eine Körperkrankheit, nicht eine Folge der verfinsterten Seele. Schon am frühen Morgen war Wedma zur Stelle, im Geleite zweier Bewohner der Unterwelt, die in verkörperter Gestalt, eben so häßlich wie sie, ihr zur Beihülfe in das Reich des ihnen feindlichen Lichtes hinauf gestiegen waren. Es wanderten nun die Gäste nach

einander ein, und wie sie erschienen, reichte ihnen die Zauberin die Schaale mit dem Traubennaß, und der Trank duftete gar lieblich und schien ihnen von besonderm Wohlgeschmack zu sein; und je mehr sie tranken, desto mehr dursteten sie nach dem wunderbaren Saft. Die Zauberin warf die Augen umher, Ducha und Ilar waren noch nicht erschienen und schon begann unter den Versammelten eine sonderbare Erregung; sie schwatzten, lachten und lärmten viel in einander, ohne daß Einer des Andern Wort und Rede vernahm. Da hob Wedma den gebeugten Nacken und gewahrte, wie Ilar oben auf der Höhe stand und wie er mit Erstaunen auf das seltsame Beginnen dort unten niedersah; die Zauberin winkte ihm nieder zu steigen und rief ihm den Namen seiner Geliebten zu. Ilar stieg eilig die Höhe hinab, denn er wähnte, Ducha sei schon in dem Waldthale und harre sein; aber die Hoffnung täuschte ihn; unten war die Ersehnte noch nicht angelangt. Als die Zauberin auch ihm die Schaale gefüllt mit dem Traubenblute reichte, widerte ihn allein der Duft des Trankes an, und er sprach: gieb mir von dem Wasser aus der Quelle, dies wird meinen Durst löschen. Das that nun die Häßliche, doch ehe sie ihm die Schaale reichte, hatte sie die betäubenden

Tropfen zugethan und den Trank gekräftigt mit unheimlichen Zauberlauten. Ilar leerte die Schaale ohne Ahnung, sah noch einige Augenblicke in das unbegreifliche Treiben der Menge, die immer mehr und mehr verwilderte, dann wandte er sich von dem tollen Schwarme, dorthin, wo die Bäume gleich Säulen empor stiegen und lagerte sich unter ihrem Schatten, um die Geliebte zu erwarten. Aber ein sonderbares, bis jetzt völlig unbekanntes Gefühl kam über ihn: das Geschrei der Menge schmerzte und betäubte ihn, da hingegen das sanfte Murmeln der nahen Quelle ihm ungemein wohl that; seine Glieder wurden ihm schwer, die Gedanken schwanden, die Augen schlossen sich und ein anderes Leben mit eben so täuschenden Lügenbildern, als das der sogenannten Wirklichkeit, kam über ihn; das schwere unbehagliche Gefühl, das ihn aber ergriffen, wich angenehmen Empfindungen; er träumte so schön, wie jeder gute Mensch auf Erden träumt: in einem seligen Selbstvergessen sah er die Geliebte in einer noch schönern Welt als die, in der sie bis jetzt beisammen gelebt hatten, und sie lächelte auf ihn nieder und winkte ihm zu sich empor, aber er fühlte sich noch gebannt an den Boden, auf dem er ruhte und mühte sich vergebens, sich zu erheben. Doch

wie er sich so recht heiß und innig zu der Geliebten hinauf sehnte, wuchsen ihm silberstrahlende Flügel, gleich einem heiligen Cherubim, und mit diesen schwamm er leicht und sicher durch die lauen Lüfte zu der Geliebten hin.

Das war der erste Schlaf des Erdgeborenen, des Todes freundlicher Bruder, mit seinem Gefährten, dem Traum.

Aber während Ilar so da lag, stumm, bewegungslos, der Erde und dem Leben entfremdet, hatte sich der Wahnsinn der Versammelten gesteigert. Wie über den Jüngling der erste Schlaf, war über diese der erste Rausch mit seinem Lastergefolge gekommen. Höhnender, zornwüthender, entmenschter, standen die Geistberaubten gegen einander; die Jubelfeier der Hölle war angebrochen und noch immer nahte das Opfer nicht. Da sandte die Zauberin einen Boten zu Ducha, denn sie fürchtete, diese würde nicht erscheinen, und sie selbst begann nun das wüste Toben, welches um sie zeterte, zu fürchten.

Ducha saß aber noch immer in ihrer Blumenhütte; ihr war unaussprechlich bang; ein Schmerz, von dessen Ursprung sie sich keine Rechenschaft geben konnte, bewegte ihre Brust, füllte ihre Augen mit heißen Thränen. Sie wußte, daß Ilar ihrer

harre, und dennoch vermochte sie nicht das kleine Gemach zu verlassen, denn es war, als ob jede Blüthe und jede Blume ihr zuriefe: weich' nicht von uns, Ducha, du siehst uns nimmer wieder. Es war der Ahnung heil'ge Stimme, denn als endlich der Bote eintrat und sie sich nun gewaltsam bezwang, um ihm zu folgen, und nun schon durch die Hüttenthür getreten, noch einen bangenden Scheideblick zurück warf, hingen alle Knospen, Kelche und Blumen, als wären sie von einem bösen Sturmwinde geknickt, nieder und ihre Farben waren erblichen. Dieselbe trübe Vorempfindung empfing sie auf ihrem Wege; kein Vöglein sang, kein Käfer surrte, Alles war öde und jeder frohe Lebenshall verstummt. Verletzend gegen dieses beängstigende Schweigen tobte ihr der Lärm aus der Freudenstätte entgegen. Wie Ilar starrte sie lange von der Höhe in den Thalgrund hinunter, ohne den Muth zu haben hinab zu steigen in das Getreibe, wo ihr die Freunde und Gespielen völlig fremd erschienen. Nur die Sehnsucht, sich dem Geliebten zu nahen, gab ihr den Muth niederzusteigen; als sie sich nun durch die wilde Rotte drängte, erblickte sie Ilar in einem unbegreiflichen Zustande; er lag unter einem schattigen Baume, bleich, mit geschlossenen Augen, starr und ohne Be-

wegung. Jetzt war es Ducha, als ob ihre Angst, ihr Bangen hier eine gräßliche Bestätigung erhalte. Sie stürzte zu dem Geliebten nieder, um ihn aus dieser unbekannten Erstarrung empor zu rufen; aber die Zauberin stand hinter ihr und warnte: Schrecke ihn nicht aus dieser Ruhe; ihm ist wohl, sein Geist ist jetzt verzückt in eine schönre Welt; wenn er erwacht, wird er sich neu verjüngt fühlen und sich dir mit neuer Liebe nahen. Zweifelnd horchte Ducha den Worten der Bösen, aber da erheiterten sich des Schläfers Züge, als ob ihn eine wunderbare Seligkeit erfasse, seine Lippen öffneten sich und hauchten leise den Namen der Geliebten. Da beruhigte sich Ducha, sie lächelte wie der Schläfer in seinem Traume, und sie wollte bei ihm weilen, bis sich wieder seine Augen öffneten und er dem Leben zurück gegeben war. Aber da fühlte sie sich von der kalten Knochenhand Wedma's erfaßt und von dem ruhenden Geliebten fortgezogen. Die Stunde meiner Wiedergeburt, meiner Verjüngung beginnt, sprach die Versucherin, so du mir helfen willst. — Sprich, antwortete Ducha freundlich, was soll ich thun? — Du mußt dich dem Tode weihen, entgegnete die Böse, nur so kann ich genesen, nur so kann mir das verlorene Gut der Schönheit und Jugend zu-

rückkehren. Dem Tode? bebte es langsam und zagend von Ducha's Lippen, das kleine Wort klang so finster, so furchtbar! ängstlich forschte sie: wer ist das unbekannte Wesen, das du also nennst? — Wedma erwiderte: es ist der Gott, der alle Schmerzen endet, alle Wehen vertilgt und jeden Sturm in der Menschenbrust besänftigt. Der Gott, der alle Schmerzen endet, wiederholte Ducha; sie blickte mitleidig auf die Verunstaltete und erinnerte sich, wie diese einst schön und reizend gewesen. Die innigste Theilnahme ergriff die Schuldlose, und mit jenem kindlichen Vertrauen, mit dem der bessere Mensch begabt ist, antwortete sie entschlossen und ohne die Macht ihrer Worte zu kennen: ich will mich für dich dem Tode weihen! Da blitzte ein nicht mehr menschlicher Hohn in den Zügen der Zauberin auf, sie war häßlicher denn zuvor, und rief nun ihre finstern Verbündeten zu Hülfe, um ihr bei dem Opfer beizustehen. Und die beiden Schrecklichen traten nun nicht mehr in menschlicher, sondern in ihrer wahren Gestalt der armen Ducha zur Seite. Sie waren sich ähnlich wie zwei Zwillinge, Zug um Zug, Graus um Graus, und dennoch wiederum ganz verschieden, denn der eine, der Mord, schien aus Erz geformt, während der andre, die Ver-

wesung, nur aus Dunst zusammengeballt, seines furchtbaren Verbrüderers gespenstischer Schatten zu sein schien. Ducha erbebte bei dem Anblick dieser Gräßlichen; die vorige Angst ergriff sie mit riesiger Macht; sie wollte schreien, rufen, Hülfe flehen, aber vor dem stechenden Dolchblicke des Mordes, vor dem kalten Gifthauch der Verwesung, erstarb der Laut in ihrer Brust; sie rang vergebens nach Athem, das Blut in ihren Adern vereiste, während in ihrem Hirn tausend Feuerflammen zehrten, und immer größer und furchtbarer wurde ihre Qual, und wie sie auch rang, ihre Zunge blieb erstarrt und sie keines Lautes, keines Wortes mächtig.

Schon hatte die Unheilvolle ihre Beschwörungen begonnen; in tollen Reihen, mit dem grellen Hohn des Wahnsinns umtanzten die Berauschten das Opfer, und näher zu Ducha drängte sich der Mord, und heftiger haschten die Dunstarme der Verwesung nach ihr.

Furchtbarer war das Weh der Unglücklichen geworden; — jetzt, jetzt konnte es sich nicht mehr steigern; und dennoch war es im folgenden Augenblick noch ungleich mächtiger. Nur noch einen Blick nach dem ruhenden Geliebten suchte Ducha zu erringen, aber der Stern ihres Auges, starr,

bewegungslos, sah nur die Zauberin, nur den Mord, nur die Verwesung.

Und lauter und lauter schrie die Verunstaltete ihre Beschwörungen!

Da sank die Sonne urplötzlich, als flüchte sie vor dem nahenden Gräuel nieder; aber der zweite Tag, der des milden Mondes erschien nicht, sondern es ward finster und dunkel, und den freundlichen Himmel deckte es schwarz, als hingen ungeheure Felsen von ihm auf die Erde nieder. Dennoch barg die Finsterniß nicht den Schrecken rings umher, dennoch gewahrte jedes Auge den riesigen Anwuchs des Furchtbaren, und schneidender, greller, kräftiger, sündenreicher kreischte die Entartete ihre Verwünschungen, ihre Flüche aus der entmenschten Brust.

Wehe! Wehe! Wehe!

Da stieg er aus seinen Tiefen, der Furchtbare, der Schreckliche, der tausend und tausend Millionen Herzen gebrochen seit jener Zeit, der so viele Thränen hervorgerufen als Tropfen in dem Weltmeere dahin wogen. Die Erde war ihm nun zum Eigenthum gegeben, von dem Bettler bis zum Kronenträger.

Leiser, stockender stammelte nunmehr die Böse

ihre Beschwörungen; der Anblick des namenlos Schrecklichen hatte auch sie entmuthigt. Ein fleischloses Gerippe, in dessen gebleichtem Gebeine sie das dunkle Menschenblut rollen sehen konnte, stand vor ihr und starrte mit leeren Augenhöhlen, in denen gelbe Schwefelflammen zuckten, auf die Sündenvolle nieder; sein Schädelhaupt stieß in die finstern Wolken, während seine Füße tief in die Erde hineinbrannten und er, statt der Arme, mit giftgetränkten Fühlhörnern nach allen Herzen langte.

Aber während die Böse so den Tod erblickte und hoffnungslos verzagte, war von Ducha Qual und Leid gewichen und sie in duldender Ergebung wunderbar erstarkt; anders gewahrte die Reine den Tod, als die Fluchbeladene. Vor ihr stand ein bleicher, ernster Jüngling, dessen Auge so weich, so friedkündend auf ihr ruhte, um sein Haupt leuchtete eine milde Sonne, in der Rechten hielt er einen Palmenzweig, mit dem er zu des Himmels Dome hinauf wies. Dort sah Ducha's Auge nicht mehr die drohenden Wolken, sondern eine bessere, schönere Welt, die Ilar früher im Traume erschaute — und freundliche Lichtgestalten, so unendlich schön, wie sie das Auge des Sterblichen hienieden nie erblicken kann, lächelten auf sie nieder, und der Geliebte

harrte ihrer schon oben in dem Reich der Seligen, und streckte sehnend seine Arme nach der Geliebten, nach der noch an die Erde Gebannten aus; da empfand auch sie eine gleiche Sehnsucht und dies war der einzige Schmerz, den sie noch fühlte, und der Tod war wirklich der Vertilger aller Leiden geworden.

Hastiger und schneller brachen aus der Brust der Ruchlosen die Zauberlaute hervor.

Da winkte der bleiche Jüngling, der tröstende Tod, der Jungfrau; der Mord faßte sie in seine Arme, ihr Haupt sank vom Körper getrennt, und mit dem ersten Blute war die Erde entweiht.

Das wilde Tosen der Berauschten verstummte, ihre wahnsinnigen Tänze endeten, und der Schreck ernüchterte die Bethörten.

Jubelnder erhob dagegen Wedma ihre Stimme; sie wähnte sich am Ziele; die furchtbare Erscheinung des Todes schreckte sie nicht mehr und lauter und kräftiger rief sie ihre Flüche hinauf.

Alle Bedingungen der Bösen waren erfüllt.

Nicht alle, denn der Versucher sprach:

So in dem Augenblicke, wo das Opfer fällt und das erste Blut auf Erden vergossen wird, ein Wesen nur ein Gebet flüstert, nur ein Wesen einen

frommen Gedanken hegt, ist das Werk mißlungen, und die verhöhnten Gewalten fassen und verderben dich und die deinen!

Die kleine Aida, Ilar's Schwesterlein, war die Einzige, welche nicht bei dem Frevelfeste erschien; sie spielte mit ihrem Lamme, aber in dem Augenblicke, wo der Mord sich sein Opfer sicherte, wo Ducha's Todesqual begann, fühlte das Kind sich beängstigt, auch zu ihr rief der Ahnung heilige Stimme; sie ließ ihr Lämmlein, ihre Blumen und weinte, und da die Thräne nicht ihren Schmerz löste und ihrer Brust den Frieden gab, sank sie knieend zur Erde und betete laut und innig.

Und dieses geschah in dem nämlichen Augenblicke, wo Wedma ihre letzten Flüche aufschrie.

Und zu der nämlichen Zeit, noch ehe der Körper der Gemordeten zur Erde niederstürzen konnte, trat ein furchtbarer Wandel ein, und das Gericht erreichte die Sünderin; alles Leben endete um sie alsogleich, und wie ihr Herz erkaltet und versteint war, so wurde auch alles um sie her zu Stein. Wohin ihr Blick floh, verlor Alles die menschliche Gestalt und ward zum Felsgebilde: der träumende Schläfer, die enthauptete Jungfrau, die berauschten Thoren, die beiden Nachtdämonen; selbst das Lamm

auf dem fernen Berge, wo die kleine Aida betete. Das Kind selbst aber, durch seine Erhebung geheiligt, war nicht dem finstern Gericht unterthan. Mitten im Gebet wurde es schmerzlos empor gerufen zu jener Welt der Verklärung, wo Freundin und Bruder ihm vorangegangen waren und seiner harrten. Aber Wedma mit der trotzigen Kraft der Seele wollte noch ankämpfen gegen das waltende Geschick; sie floh, um in ihrer Kluft, in ihrer Höhle Sicherheit, Schutz zu suchen; aber schwerer wurde ihr Schritt, beengender ihre Brust, niederdrückende Lasten fühlte sie in ihrem Gebein; so kam sie endlich zu Ducha's freundlichem Blumenhause, ihre Kluft konnte sie nicht mehr erreichen, in dem Gemach der schuldlos Geopferten wollte sie eine Freistätte suchen, wollte sich losreißen von den drohenden Gewalten, welche um sie und in ihr sich regten, aber so wie sie das Haus berührte verschloß sich der Eingang, und dasselbe wurde zu Stein. Da trieb es sie zurück zur nutzlosen Flucht; immer lähmender wurde ihre Eile, wenn sie in der jähen Hast sich von ungefähr selbst berührte, war es ihr, als ob sie bereits kaltes Gestein erfasse; höher und enger wuchsen um sie die Felsenmassen zusammen, schritten ihr feindlich entgegen und drohten ihr je=

den Raum zu rauben; jetzt berührte sie schon mit ihren Armen, die sie weit ausgebreitet hielt, als wolle sie mit ihnen die nahenden Steinmassen zurückstoßen, die Felsenwände von beiden Seiten. In dem Augenblick, wo sie sich mit heißem Athem durch diese beengenden Felsen wand, schlugen drei andre Felsen von schwindelnder Höhe auf sie nieder und klemmten sie — ein ewiges Denkmal dieser Stunde — zwischen beide Seitenwände ein. Steine unter ihr, Steine um sie, Steine über ihr! sie schien gebannt in dies dunkle Grab, aber noch brach der Muth der Sünderin nicht. Sie keuchte durch das Felsenthor, immer noch ihre Flüche, ihre Gotteslästerungen stammelnd, immer noch auf Rettung hoffend. Umsonst! Umsonst! sie fühlte sich nunmehr schon von Fels und Gestein umschlossen, nur ihr Geist strebte noch vorwärts, ihr Körper war dahin, war mit dem Fels verwachsen, war mit ihm ein Urstoff. Noch immer widerstrebend, noch immer die finstern Lügenmächte um Hülfe anrufend, arbeitete sie ihr Antlitz aus dem Fels hervor, als auch dieses erstarrte, riesig empor wuchs, und, wie Alles rings umher, zu Stein ward, ohne jedoch seine verzerrten Züge, seine Maale der Sünde,

der Verzweiflung und der innern Selbstverdammniß zu verlieren.

Und so wie dieses geschah vor vielen, vielen Jahrtausenden, so zeigt sich Alles noch jetzt dem spähenden Auge: die Teufelsküche, in der die Böse einst ihre Giftkräuter kochte; das steinerne Haus, einst Ducha's freundliche Blumenhütte; das Felsenthor, durch welches die Gerichtete brach; das Lamm auf dem Fels, wo das Kindlein betete; die Stätte, wo Wedma ihre Beschwörungen begann, und wo die erste Blutsünde geübt worden; da liegt noch der schlafende Ilar, da steht noch die Enthauptete, da starren noch die beiden Dämone, sich einander so ähnlich, daß sie noch jetzt „die Zwillinge" genannt werden; da sieht man noch die Reihen der Berauschten, die wie Todtensteine auf Urgräbern sich erheben; da schaudert noch das verzerrte Antlitz der Gerichteten den Wandrer an *).

Manches Auge wird wohl Vieles anders erschauen, als es die Sage erzählt, aber wandelt nur mit gläubigem Sinne und mit einfältigem Herzen umher, so werdet auch ihr sehen, was ich erschaute.

Aber noch nicht geendet war das Gericht; die dun=

---

*) In der Felsschlucht: die kleine Gans.

keln Trauerwolken, welche den Himmel deckten und die erste Nacht auf die Erde riefen, öffneten sich und stürzten ihren Inhalt zur Erde nieder und bedeckten alsobald die Versteinten; und das ganze Land und das noch jüngst so liebliche Freudenthal ward ein Wasserspiegel, dessen schäumende Wellen, hier und da, gegen emporstrebende Klippen schlugen, die noch aus dem dunkeln Todtenmeere gespenstig hervor schauten.

Und die Schuldigen und die Unschuldigen erfaßte ein Gericht? o nein! Ducha und Ilar waren nicht untergegangen; nur den sterblichen Theil hatten die Bösen schädigen können, über das Unsterbliche hatten sie keine Macht; so rief der Tod Ducha nur zu einer noch schönern Welt hinüber. Noch schwebt sie segnend über den Wiegen der Töchter jenes Landes und vererbt ihnen ihre Tugenden, ihre Seelenreinheit und selbst den Zauber ihrer Reize.

Die Blumen-Insel.

Der große Winterberg. — Das Prebischthor.

II.

Die Blumeninsel.

Lange Jahrhunderte waren vergangen und das jetzige Menschengeschlecht wandelte bereits auf der Erde; aber es gehörte noch der Kindheit an, war noch nicht ermannt im Kampf und in Waffenschlachten, noch nicht ergraut in Ruhm und Goldgierde.

In jener Blüthenzeit der Erde stand auf der Fläche eines sonderbaren Felsens, der über dem mächtigen See empor starrte, eine einfache Hütte; sie war von rohen Steinen zusammengefügt, ohne Mörtel und Bindekraft, mehr der Behausung eines Thieres als der eines Menschen ähnlich; doch war sie stark und fest, denn der Sturm hauchte oft grollend über die Fläche des Wassers hin und peitschte die schäumenden Wogen gegen die starrenden Klip=

pen, die aus der Tiefe des Sees dräuend hervorschauten; dann war der Felsenbewohner oft Tage, Wochenlang von allen Menschen und jedem geselligen Verkehr abgeschnitten, dann mußte er zehren von dem, was er für die rauhen Tage aufbewahrt hatte, mußte darben, Mangel leiden, hungern, dursten und dulden, daß der tosende Wind sein Feuer verlöschte, dulden, daß die mächtigen Spritzwogen seinen Körper kälteten, und daß das Unwetter drohte, seine Hütte von dem Steingestade in die nasse Tiefe zu schleudern. Aber der Bewohner empfand wenig diese Fährnisse, er war noch ein Jüngling, noch in den Jahren des Muthes und der Kraft. Der Kampf mit dem feindlichen Elemente that ihm oft wohler, als die tiefe Ruhe; denn, sobald der Geist des Sturmes davon gezogen war, fuhr er auf seinem Kahn auf dem See umher und lockte die Silber-schillernden Fische aus der Tiefe hervor, oder er ruderte auch weiter hinaus zu der Blumeninsel, die jetzt festes Land geworden und die man jetzt den großen Winterberg nennt, um von dort für den heiligen Hain Blüten und duftende Kräuter einzuladen; denn die Götter waren noch mild und gut, wie das kindliche Geschlecht, von dem sie verehrt wurden; die Opfer, welche man ihnen brachte, waren nur bunte

Kränze, nicht blutige Menschenherzen; nur Weihrauch duftete ihnen, nicht der Dunst des Blutes, nicht der der Verwesung.

Die Jungfrau, welche auf der Insel die Knospen und Blüten pflegte, war hold und schön wie diese, und liebte den trotzigen Buben, den wilden, verwegenen Kahnführer innig und von ganzem Herzen. Wenn die Zeit heran kam, wo sie ihn erwarten durfte, stand sie lange, lange vorher auf der Anhöhe, von der sie weit heraus über die Wasserfläche schauen konnte, und wenn sie das Boot hinan schwimmen sah, eilte sie in liebender Hast hinab und war noch immer früher am Ufer, eh' der Fischer landete. Und wenn es um sie stürmte, die dunkeln Wogen empor schwollen und in ihr buntes Gartenfeld hinein schlugen und die freundliche Blütenwelt vernichteten, verließ sie ängstlich ihre Hütte und eilte ebenfalls auf die Anhöhe, und wußte es nicht, wie der kalte Sturm ihre Rosenwange bleichte, ihr Haar löste, und der Regen auf sie niederstürzte; sie starrte nur in den wilden Graus des Meeres, empfand keine Furcht für sich, sondern nur für den Geliebten; denn sie kannte seine wilde Leidenschaft auf schwankem Kahne mit dem Sturm zu kämpfen, und wenn dann die falben Blitze ihr nichts als eine

empörte Wassermasse und über dieser nur graue Sturmwolken zeigten, fürchtete sie, er sei schon untergegangen, schon niedergezogen von den falschen Seebewohnern, und hoffte doch zugleich, daß er, ihrer Bitten eingedenk, auf seinem sichern Felsenhorst weilen würde. Dieser Zweifel, dieses Bangen verließ sie nicht eher, als bis der See sich wieder ebnete und die Schöpfung um sie her wieder sanft und milde war; dann begrüßte sie den wiederkehrenden Geliebten mit Freudenthränen, küßte seine wilden Augen, in denen ein sonderbares Feuer glühte, umband ihn mit Blumenketten, und wenn er dann endlich wieder von dannen schied, weinte und lächelte sie ihm lange nach, bis er ihren Blicken, nicht ihrem Herzen entschwunden war. Jama glaubte sich von dem Jüngling Urschuk eben so heiß, eben so wahr geliebt; die Arme täuschte sich — wilder als um ihn, stürmte es in seiner Brust; an seinem Herzen nagte ein finstres räthselhaftes Sehnen, das jenes einfache Kind nicht stillen konnte. Die Einsamkeit auf jenem Felsen, der lange Kerkerbann, mit dem ihn der Sturm oft viele Tage fesselte, verfinsterte die Bilder seiner Einbildungskraft, und so war seine Gegenwart dunkel wie die Tage seiner Vergangenheit. Kein Vaterauge hatte seine Kindheit

beachtet, keine Mutterliebe ihn gewartet, an jenem Felsen, auf dem er noch hauste, hatten den ausgesetzten Knaben die Hainpriester gefunden; so wuchs er, nur von dem kargen Mitleid gepflegt, empor. Niemand bekümmerte sich um seine Freuden, Niemand um seinen Schmerz; allen Menschen entfremdet, war es nur Jama's Herz, das sich zu ihm neigte; aber dieses Herz, so mild, so gut, konnte doch nicht befriedigen des Jünglings wilden Sinn. Oft, wenn seine wachen Träume um ihn dunkelten, war es ihm, als sei er nicht von Menschen gezeugt und geboren, sondern einem andern Geschlechte entsprossen, und nur auf die Erde, die ihm nichts gab, und der er nichts war, lieblos hinausgestoßen. Darum schreckte ihn das drohende Unwetter nicht, darum fürchtete er nicht den Tod im Wellengrabe, sondern suchte in den Schauern der Schöpfung die Lösung seines Räthselseins zu erringen, zu ertrotzen.

In einer stillen Mondnacht war er wieder auf dem Wasser; der See war jetzt spiegelglatt und von keiner Welle bewegt. Als er an seinem Felsen landete, war es ihm, als sei das Wasser mehr als gewöhnlich gesunken, denn der Felsen, auf dem er hauste, zeigte unten eine Wölbung, als sei dies Gestein nur ein mächtiges Thor im Meere. Fast

konnte er in dieses Gewölbe, von dessen Decke überall spitzige Felszacken ihm entgegen stachelten, mit seinem Boote eindringen; aber dies genügte ihm nicht, es war ihm, als sei hier die langverschlossene Pforte des Unterreiches ihm aufgethan; es drängte ihn hinab zu steigen in die dunkle Tiefe. Für den muthigen Taucher war die Gefahr bei dem ruhigen See, in der stillen, lauen Mondnacht, nicht groß. Schnell hatte er den Kahn befestigt, schnell sein Gewand abgeworfen und stürzte so in die Tiefe. Da faßte ihn der Boden, von dem jetzt der Wanderer zu dem Wunderbau, zu dem Prebischthor hinaufblickt. Da unten war es so schaurig öde und doch so wunderbar belebt; es war, als ob die nasse Flut, welche ihn umkühlte, ihn zugleich mit festen Banden umschlösse, und als ob leise Stimmen ihm zuriefen, nicht wieder auf die Erdfläche empor zu steigen, sondern immerdar unten zu weilen; je länger er den Unsichtbaren lauschte, desto wirrer wurde es in seinem Geiste; schon fühlte er seine Brust schmerzlich beengt von dem zurückgehaltenen Athem; aber er wollte nicht weichen ohne ein Erinnerungszeichen aus der Tiefe; er haschte nach einem Kiesel, nach einer Muschel — da war es, als ob um seinen Finger sich ein kleines Kettlein schlinge, in

diesem Augenblick schoß er wieder zur Höhe empor. Auf seinem Felsen angelangt, gewahrte er, daß seinen Zeigefinger wirklich ein Kettchen von unbekanntem Erze, überaus fein gegliedert, umschloß. Der Kettenring war nur leicht und drückte den Finger nicht, aber eine furchtbare Kälte drang von ihm durch Urschuks Glieder und erstarrte das Blut an seinem Herzen. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich des Fundes zu entledigen, er verwahrte denselben in seiner Truhe. Er entdeckte der Geliebten nichts von dem Pfande, das er in dem Grunde des Sees erworben, er wußte ja, welche Furcht Jama vor den tückischen Bewohnern der Fluten hatte. Wie sie selbst, kannte er ja die Sage der Väter und Urväter, welche behauptete, daß tief im See Wesen lebten, die dem Menschengeschlecht feindlich grollten, immerdar ihm zu schaden strebten, weil sie einst die Besitzer der grünenden Ufer gewesen, auf denen nun die Kinder Adams einherwandelten; mit ewig regem Hasse strebten sie daher ihr Eigenthum wieder zu erringen.

Das Wasser schwoll und sank; oft war die sonderbare Felsenwölbung ganz verschwunden, dann stieg das Gestein wieder höher aus den Wellen hervor, und der Fischer konnte schon gemächlich in die Oeff-

nung einfahren, und ruhte dort, wenn die Sonne den kahlen Fels sengte, oft stundenlang unter der riesigen Steindecke; aber ein grauenhaftes Mißbehagen hielt ihn ab wieder in die Tiefe zu sinken.

Es war am Abend des Frühlingsfestes; gar wunderschöne Blumen brachte er von der Geliebten heim. Er wollte mit den Pfändern der treuen Zuneigung sein Gemach zieren, und holte deßhalb aus der Truhe die Muscheln hervor, in denen er die Blüten zu bewahren pflegte. Da fiel ihm der Kettenring in's Auge; wieder steckte er ihn an den Finger und wieder fühlte er die kalten Schauer zu seinem Herzen dringen und das Mark seiner Gebeine lähmen. Aber er schämte sich dieser kränklichen Empfindung, er wollte Herr seines Körpers und seines Willens sein und beschloß aus Trotz das Ringlein nicht abzuthun; doch um den nagenden Frost los zu werden, beeilte er sich sein Werk zu enden; aber sonderbar! so wie er mit der Hand, an welcher der Ring glänzte, die duftenden Blüten berührte, waren diese plötzlich alle verwelkt und erblichen, als hätte ein Gifthauch sie vernichtet. Da warf er die Gaben der Liebe zornig von sich und bestieg sein Boot. Wie er das Ruder, um sich zu erwärmen, hob und senkte, berührte von ungefähr

die Hand mit dem Kettlein das Wasser; so wie der Ring von der Flut umnetzt wurde, erglänzte jede Welle im hellen Lichtschein und der See ward ein blinkender Krystall, durch welchen Urschuk klar und deutlich das Getreibe der Unterwelt erschauen konnte. Da zeigte sich dem staunenden Auge ein sonderbares Regen, er sah dort unten Wesen, die manchmal fast den menschlichen Gestalten glichen, dann wieder ihm als starrende Felsen erschienen. Bald war es ihm, als ob ein langer Zug wie zu einer Opferstätte dahin wandle, dann war es wieder, als ob die Felsen dort unten ihre Grundvesten verließen und, den Belebten gleich, langsam vorwärts schritten. Endlich sah er diese Erscheinung in einem Thalkessel weilen, in welchem zackige Baumstämme sich empor hoben; aber ihre Zweige waren nicht grün umlaubt, wie auf der Erde die Buchen und Eichen der geweihten Götterwälder, sondern einige waren tief geröthet, als flösse Blut in ihrem Innern; andre glichen dagegen gebleichten Menschengebeinen; alle starrten aber ohne Blätterschmuck, als hätte ein harter Winter sie deren beraubt. Die Flutenbewohner reihten sich hier um ein Steinbild, fast einer hauptlosen Jungfrau im langen wallenden Gewande ähnlich; aus dem Boden tauchte eine Mißgestalt hervor und schien

sich der steinernen Jungfrau nahen zu wollen; aber alsogleich rauschten die Wellen hoch auf und schlugen grollend gegen einander, und der schäumende Gischt trieb Urschuk von dannen, daß er die Seebewohner und ihr räthselhaftes Treiben aus den Augen verlor. Der Kahn schaukelte weiter und weiter, und kam endlich an eine Stelle, wo ein Fels sich mit dem Spiegel des Sees ebnete, ohne aus demselben hervorzutreten. Dieser Ort wurde von Jedermann gemieden; denn es ging die Sage, daß in ihn die Seele einer schweren Sünderin gebannt sei. Auch hier übte der Kettenring seine zauberhafte Eigenschaft, und wie Urschuk die Hand mit demselben in's Wasser tauchte, leuchtete der See auch hier in hellen Lichtsternen auf, und es war dem Auge des Fischers vergönnt auch hier in die Tiefe schauen zu können. Aber anders, als die wahngläubige Menge fabelte, fand er diese Stätte; statt Graus und Ungethüm sah er hier in einer Felsgrotte ein Weib von wunderbarer Schönheit sitzen; sie strich sich eben das lange Haar, das von der Schläfe bis zu den Fersen niederwallte, von der marmorweißen Stirne zurück und langte nach einem goldenen Becher, in welchem der Trank, tief geröthet wie das Blut der Traube, blinkte, und wie sie getrunken,

ward sie noch schöner und und jugendlicher als zuvor; nur da sie ihr Auge zu der Höhe empor schlug, gleichsam als könne sie dort oben den lauschenden Jüngling gewahren, leuchtete es in ihren Blicken unstät und voller Hohn. Ueber den Reiz des Weibes vergaß sich der Fischer so sehr, daß er sich weit aus dem Boote nieder neigte, bereit in jedem Augenblick sich in die Tiefe zu stürzen. In diesem wahnsinnigen Beginnen entfiel dem Bethörten eine blaue, schlichte Blume, — jenes Blümlein, das wir noch jetzt der liebenden Erinnerung weihen — welche ihm die treue Jama an die Brust gesteckt hatte, und wie diese das Wasser berührte, entschwand plötzlich das Zauberbild und ein heftiger Windstoß trieb ihn von dannen.

Auf seinem Felsen wieder angelangt, fühlte Urschuk den lähmenden Frost des Fingerreifes mit verdoppeltem Schmerz in seinem Körper; er wollte den Ring von sich streifen, aber es war nun nicht mehr möglich; derselbe hatte sich fest, als wäre er mit seinem Körper ein Wesen, dem Finger angeschlossen und war von ihm nicht mehr zu trennen. Da warf sich Urschuk auf sein Lager und während die vernichtende Zauberkälte sein Gebein quälte, glühte es heiß in seinem Herzen, und trotz des Körpers Schmerz

gedachte er nur des schönen Frauenbildes, welches er in der Felsgrotte erschaut hatte.

Seit dieser Zeit landete sein Kahn nicht mehr an der Blumeninsel; wie die arme Jama sich auch sehnte, wie sie auch harrte und weinte, der Treulose erschien nicht. Am Tage lag er müßig in der Sonne, um die kalten Fieberschauer zu verscheuchen und seine erstarrten Glieder zu erwärmen, und allnächtlich ruderte er zu dem Fels des Fluches. Doch der Mond war niedergesunken, nur in seinen Strahlen waren die Seebewohner sichtbar; so war sein Mühen vergeblich etwas zu erschauen, und ob er auch gleich den Zauberring in das Wasser tauchte, er sah nichts als den bleichen aufspritzenden Schaum der Wellen, hörte nichts als den Wogendrang, der sich an dem unheimlichen Felsen brach, und kehrte muthlos mit immer gesteigertem Körperschmerz, mit immer erhöhter Seelenqual heim.

Da goldete wieder der Mond und erleuchtete die stille Nacht; Urschuk, jetzt nicht mehr kraftvoll und schön, sondern erbleicht und geschwächt von den ewigen Fieberschauern, verließ zähneklappernd sein Lager und bestieg wieder den Kahn, um zu dem Fels seiner Sehnsucht hinzurudern; und als er demselben nahte, schien es ihm, als schimmere auf dem Gestein

eine weiße Gestalt. Unter Furcht und Grauen schlug er dennoch rascher die Ruder und sieh! er gewahrte auf der Fläche des Felsens jene Schöne, die er einst auf dem Grunde des Sees in der Grotte erblickt und deren Bild er seitdem in seinem Herzen trug, einem Leichnam gleich, liegen. Die Wellen schlugen zu der Schönen empor, die nur mit einem weißen Gewande, einem Sterbekleide ähnlich, umhüllt war; das lange aufgelöste Haar hing tief in das Wasser hinein; die Wange war bleich, die Lippe ohne Lebensröthe, das Auge geschlossen und der Brust entschwebte kein Odem. War es wirklich ein Spukbild finstrer Gewalten, oder war sie todt, oder lag nur der Schlummer fest und bleiern auf diesem blassen Antlitze? Urschuk stand vor dem Bilde seiner Sehnsucht und dennoch graute ihm; war es eine Erdgeborene, wie war sie auf diesen Fels gekommen, über den die Sturmflut so oft hinrollte und wo jeder nahende Augenblick ihr Leben bedrohte; rings umher war kein Kahn zu erblicken, auch wußte der Fischer wohl, daß die Uferbewohner um keine Schätze es wagen würden nächtlich den See zu durchschiffen und sich dem gefürchteten Felsen zu nahen. Dennoch, trotz dieser Räthsel, erfaßte ihn ein inniges Mitleid zu der Unglücklichen, die hier hülflos auf dem ge-

miedenen Steine lag. Wie sie hier von Menschen und Geschick verstoßen, so war auch er es einst bei seiner Geburt; wie sie hier auf ödem Fels ruhte, hatte auch er einst als Kind auf gleichem Gestein gelegen, und so beugte er sich über sie und suchte sie ins Leben zurück zu rufen. Aber sie war kalt, entsetzlich kalt, kälter als sein eigner fieberschauernder Körper, und umsonst blieben alle Versuche sie in's Leben zurück zu rufen. Er hatte sie blos aufgefunden, um sie wieder zu verlieren; er errang die Ueberzeugung ihres Daseins erst dann, als sie schon dem Tode verfallen war. Da berührte von ungefähr sein Fingerreif die leichenhafte Geliebte, und alsogleich bebte in dem Körper das wiederkehrende Leben und das Auge öffnete sich. Noch wie im Traume befangen, stierte sie lange den Retter an und flüsterte dann: „Du bliebst so lange! ich wartete dein schon seit der Zeit, wo der Mond aufging;" und sie schmiegte sich wie eine Schwester, wie eine vertraute Freundin an ihn, um die erstarrten, kalten Glieder in seinen kalten Armen zu erwärmen. Urschuk sprach nicht, denn ihm war, als ob hier ein einzelnes Wort ein furchtbares Grauen herbei rufen könne. Eisiger rollte das Blut in seinen Adern, seitdem er die Ersehnte in seinen Armen

hielt, und dennoch that ihm ihre Nähe wohl; aber als die Räthselhafte nun das Haupt an seinen Busen senkte und ihre kalte Lippe die Stelle berührte, wo es noch allein in ihm glühte und loderte, zuckte ein jäher Schmerz in seiner Brust auf, daß er bebend zusammenfuhr. Doch die Geliebte, an seinem Herzen erwarmt, strahlte jetzt in erneuter Schönheit und lächelte ihm dankbar entgegen. „Wie gelangst du," wagte er jetzt die Frage, „auf diese öde Klippe, über welche die Wogen allnächtlich dahin rauschen und Jeden in die Tiefe ziehen, der auf derselben zu fußen wagt; von wannen trieb dich das Geschick hierher?" — Ohne die ihn umschlingenden Arme zu heben, senkte sie den Blick in die Tiefe und murmelte: „Von dorther." Urschuk mißverstand ihre Weisung; er wähnte, sie deute auf das jenseitige Ufer; dort war der heilige Hain der Götter, dort hausten nur die ergreisten Priester, nicht Weiber. Dennoch glaubte er ihr und sprach: „Der Mond wird bald sinken und die Nacht dunkeln, drum eile fort von hier, wo dich der Tod bedroht, steig in meinen Kahn und gebiete, wohin ich dich führen soll?" Bei dieser Rede ließ sie den Retter aus ihren Armen, umschlang den Felsen, als wär' er ein theures Kleinod und stöhnte in dumpfen Tönen:

„Ich darf den Felsen nicht verlassen; mein Dasein, meine Seele ist an ihn gebannt! so du aber wieder kehren willst, werd' ich dich in kommender Nacht hier erwarten, wenn der Mond am Himmel leuchtet.“ — Da erinnerte sich der Fischer bei diesen Räthselworten der Sage, wie der Felsen verflucht und in ihn ein böser Geist gebannt sei. Mit Hast und Grausen stürzte er in seinen Kahn und eilte von dannen. Als er noch einmal die Blicke zurückwarf, stand die Räthselhafte hoch aufgerichtet auf dem Felsen und starrte dem Fliehenden nach. Das dunkle schwarze Haar hing in nassen Flechten an ihrem Sterbegewand nieder, und wie der kalte Wind der Mitternacht ihr Antlitz aschgrau schattete und sie da stand ohne Bewegung, ohne eine Regung, schien sie im bleichen Mondlicht nur ein Steingebild, nur ein Theil des Felsens selbst zu sein.

Erst mit dem völligen Entschwinden der Nacht erreichte der Fischer seine Wohnung wieder; die Brust, an der das Weib einen Augenblick gelegen, schmerzte ihm noch immer; ein böses Kriechthier mußte ihn wohl dort verwundet haben, denn er fand an seinem Herzen ein kleines Blutmal, wie der Biß eines Zahnes. Wenig achtete er diese kleine Wunde; er warf sich dort nieder, wo der Sonne Strahlen am hei=

festen sengten, um sich zu erwärmen; ihre Gluten erkräftigten ihn und gaben ihm seinen ganzen störrischen Muth wieder. Er lachte seiner furchtsamen Schwäche und sehnte sich nach dem Abend, um die Geliebte wieder zu sehen. — Noch eh' es völlig dunkelte, schaukelte den Ruhelosen sein Kahn wieder, und wie des Mondes Sichel leuchtete, nahte er sich dem Fels des Fluches. Da lag die Ersehnte wirklich wieder auf der Klippe, in dem schaurigen Wogendrange; ihr Auge war jetzt nicht geschlossen, kein Schlaf, dem Tode gleich, lastete auf ihr; ein andres Grauen hatte sie ergriffen, sie rang wie in tiefen Schmerzen, das Auge war lichtlos und tief in seine Höhle zurückgedrängt, die Wange erdfahl, die Lippe blutleer und gesengt vom heißen Fieberathem. Wie sie den Nahenden erblickte, hob sie mühsam die Arme gegen ihn empor und stammelte mit Wehlauten: „Erbarme dich! erbarme dich! gieb mir Genesung!“ Dieser Anblick, dieser Wehlaut erschütterte des Jünglings innigstes Gefühl; jeden Rückgedanken um sich vergessend, stürzte er zu der Leidenden nieder und rief: „Was soll ich thun? willst du mein Blut, ich will es dir geben!“ — „Dein Blut,“ wiederholte die Schwererkrankte langsam, „dein Blut kann mir nicht helfen, aber ein anderes

Blut kann mich retten und mir Genesung geben," und sie umschlang Urschuk wieder mit ihren kalten Armen und flehte: „Gieb mir das Blut der Jungfrau auf der Blumeninsel, und Lebensglut und Jugendreiz wird mir wiederkehren." Mit namenlosem Grauen riß sich der Jüngling aus den Armen der Versucherin; das heilige menschliche Gefühl, die fromme Zuneigung, welche er einst für Jama empfunden, behauptete einige Augenblicke ihre Rechte. „Entsetzlich!" rief er, „was forderst du? ich soll die Schuldlose, die Reine tödten?" — „Sie wird nicht sterben," stöhnte die Fremde, „nur ihre Wange wird bleichen und ihr Auge erlöschen wie das meinige, während ich wieder genese. Du mußt mir ihr Blut geben," rang es dringender aus ihrer Brust hervor, „wenn ich nicht einer Qual, tausendfach härter als der Tod, erliegen soll." „Nimmermehr!" wiederholte der Fischer. Seine Blicke noch einmal auf sie senkend, gewahrte er, wie sich die Versucherin mit jedem Augenblick mehr veränderte und sichtlich alterte; es kam die Ahnung der Wahrheit über ihn und er rief: „Du bist kein sterbliches Wesen, nicht vom Weibe geboren! ich sage mich los von dir und deinem Wirken." Da leuchtete kalter Hohn wieder in ihren erloschenen Augen und mit

erneuter Lebenskraft murmelte sie: „Erdenwurm, du kannst mir nicht mehr entsagen; mein bist du durch die verborgene Sünde deines Herzens, mein durch deinen Stolz und deine Eigensucht; d'rum bleib mir verknechtet, und ich will dir lohnen mit heißer Liebe und dich überladen mit Gold, Glanz und Ansehn." Die Furchtbare hatte seine Knie mit ihren Armen umklammert und stöhnte immerfort: „Gieb mir ihr Blut!" Das Gräßliche dieser Forderung gab dem Fischer Kraft, er riß sich los, stürzte sich in den Kahn, und schnell trug ihn dieser in den See hinein; aber durch das Dröhnen der Wellen, welche an jenem Unheilstein zerschellten, kreischte die Kranke hinter ihm: „Gieb mir ihr Blut, ihr Blut!" und so tönte es fort; die Luft, die aufschwellenden Wogen hatten Sprache bekommen und riefen ihm zu: gieb ihr Blut, ihr Blut! Und wie er heim kam und allein zwischen seinen öden Steinwänden saß, wiederhallten auch diese: Gieb ihr Blut, ihr Blut! Von Stunde zu Stunde schien ihm dieser Zuruf minder schrecklich; andere Bilder erstanden in seiner Seele, andere Stimmen flüsterten zu ihm: er sah sich auf glänzenden Thronen, an der Seite des schönen Weibes, Herr jedes Lebensgenusses. Wer nur einmal des Versuchers Stimme gelauscht, ist

verloren; gegen das Böse gilt bei des Menschen Schwäche kein Kampf, nur die Flucht ist hier Sieg.

Da kam die Nacht heran, nicht die milde, trostreiche, welche die Thränen der Leidenden trocknet und die Wunden der Blutenden schließt, sondern jene finstre, welche Gedanken und Thaten, schwarz wie sie selbst, gebiert; jene Nacht, in der die Bösen, den Raubthieren gleich, frei aufathmen, erstarken und nicht mehr fürchten das richtende Auge des Lichtes. In diesen Augenblicken war er entschlossen, nicht das Gute, wohl aber das Böse zu thun, und nur noch im Zweifel, wie er die Sündenthat ausüben sollte.

Da er so seine Seele der Verlockung hingegeben hatte, schwieg der Aufruf nach Blut; es ward stille um ihn und er malte sich aus die Tage der Zukunft in Liebeslust und schwelgerischer Freude. Noch einmal trat die Warnung zu ihm; es lichtete in seinem Gemache; vor seinem Lager stand eine von einem grauen Gewande umhüllte Gestalt; er sah aus dem wallenden Kleide die nackten Füße vortreten, sah die Formen des schlanken Körpers, sah den Arm drohend und warnend gegen ihn ausgestreckt, aber wie er die Blicke höher erhob, war die Erscheinung ohne Haupt; doch regte und bewegte sich dieselbe und

schritt auf ihn zu, und er erkannte in dem Schauerwesen jenes Steinbild, das er im tiefen See erblickt hatte. Urschuk war nun schon in der Sünde erkräftigt, ihn schreckte nicht mehr das Einschreiten der Geisterwelt, eine drohende Lästerung fluchte er der Warnerin entgegen; alsobald erzitterte sie, und verdämmerte wie ein schwindender Lichtstrahl und nur ein leiser Klageruf war noch in der Ferne hörbar. Urschuk lächelte im wahnsinnigen Stolze, schon wähnte er der Gebieter der Geisterwelt zu sein.

Als er abermals dem Fels nahte, fand er das Gebild seiner Sündenliebe nicht mehr auf der Steinkuppe, die Klippe war aus dem See hervorgewachsen und der zitternde Schein des Mondes zeigte ihm unter dem Wasser den Fels als ein riesiges Menschenhaupt mit häßlichen, grauenvollen Zügen. Wie abschreckend dieses Steinantlitz auch war, so glich es doch jenem schönen Wesen, das ihn zur Unthat verlockte. Er achtete dessen nicht, sondern umfuhr in Hast den Fels, hoffend die Geliebte zu gewahren. Fruchtlos blieb sein Mühen und über ihn kam der innere Unfriede, der ewige Begleiter der Bösen, und klagte ihn des Mordes jener Unglücklichen an; er wähnte sie todt, die er hätte retten können. Wie diese Selbstanklage immer lauter in seinem Innern

erstand, heulte er die Flüche und Verwünschungen gegen sich selbst in die stumme Nacht hinein; so wie diese Lästerlaute erhallten, rauschte es auf dem sich senkenden Felsen und Urschuk erblickte alldort eine Gestalt. Aber diese war nicht mehr die Erwartete, die Ersehnte; ein leichenhaftes, tief gefurchtes Antlitz starrte mit erloschenen Blicken nach ihm und stöhnte: „Gieb mir Blut!“ „Du bist es?“ rief der Fischer erstaunt, als er die bekannte Stimme vernahm. — „Ich bin es,“ grollte es ihm zurück, „so weit hat mich deine Härte gebracht!“ und wieder flehte sie: „Gieb mir Genesung, gieb mir ihr Blut!“ Es bedurfte dieses Aufrufes nun nicht mehr, denn in dem Herzen des ihr Verfallenen hauste schon die ganze Macht der Sünde, und er erwiderte nur zagend: „Ich werde nicht den Muth haben, das Blut der Armen zu vergießen.“ Wieder zuckte der Hohn im Auge des Leichenbildes und es erwiederte: „Nicht du sollst es thun! ich will dir meine Boten geben, sie werden ihr Werk vollbringen.“ — Der Fischer fragte: „Wer sind diese Boten?“ — „Du wirst sie finden,“ ward ihm die Antwort, „wenn du hin zur Blumeninsel steuerst. Säume nicht länger, eile! daß ich genese. Eile aber auch von hinnen, denn nahe ist der Mond sei-

nem Untergange." Urschuk gehorchte und ruderte zurück zu seinem Felsenhorste.

In seinem Gemache war es stille, kein gespenstiger Laut ließ sich mehr hören; doch gegen Mitternacht leuchtete es wieder vor seinem Lager und das hauptlose Steinbild hob wieder warnend Arm und Finger gegen ihn empor; aber er kannte ja schon die Gewalt, welche die Erscheinung bannen konnte: wilde Flüche und Lästerungen entströmten seinen Lippen, und wie das erstemal entschwand die Warnerin mit schmerzlichem Klagelaut. Er entschlief unter den alltäglichen Fieberschauern und träumte von einem goldenen Prachtschlosse, in welchem er auf demantnem Throne als Herrscher der Geister und der Menschen saß.

Wie er erwachte und die wärmende Sonne suchen wollte, landeten eben die Wärter und Priester des heiligen Haines; sie schalten Urschuk und tadelten ihn hart, daß er seine Pflicht versäume; denn verdorrt waren die Kränze und Blumen vor den Götterbildern, und er hatte keine neuen Opferspenden von der Blumeninsel herbeigeführt. Dem Bethörten that dieser Vorwurf wohl, denn nun hatte er einen Vorwand, sich der verlassenen und vernachlässigten Jama zu nahen. So wie die Priester seinen

Fels verließen, nahm er seine Ruder, um die Fahrt zu beginnen, und er zögerte nur noch, weil er glaubte, die Boten, welche den Blutraub üben sollten, würden erscheinen; aber nichts zeigte sich, kein Kahn nahte aus der Ferne und seine Felsstätte war, wie immer, verödet.

Da schritt er endlich zum Strande, sinnend, wie er die einst Geliebte täuschen, und welchen Vorwand er für seine lange Abwesenheit erheucheln könnte. Als er nun in das Boot trat, gewahrte er auf dem Schnabel desselben zwei häßliche Ungethüme sitzen: halb dem Vogel, halb dem Nagethiere angehörend, hatten die breiten flachen Köpfe dennoch Menschenähnlichkeit. Das häßliche, graue Gezücht hatte die Augen geschlossen, das Gefieder gesenkt, als könne es nicht das Licht des Tages ertragen. Das Ruder wurde schwer in des Fischers Hand und das Haar seines Hauptes sträubte sich empor; dies waren die schaurigen Boten; diesen gräßlichen Mißgestalten sollte er die Schuldlose überantworten.

Noch einmal übte das Gewissen sein heiliges Recht und mahnte ihn zur Rückkehr zum Guten, und von der stillen Blüteninsel tönten ihm jetzt sanfte, nie gehörte Laute entgegen; es war nicht Menschensang und doch klang es so weich, so schön

und so schmerzlich. Auf dem Laubgezweige, welches Jama's Hütte umschattete, saß ein kleines unscheinbares Vöglein und sang zu den Höhen hinauf. Ihr kennt ja alle wohl den kleinen Zaubersänger, dessen Laute so wunderbar das Herz ergreifen und in der Menschenbrust ein unbekanntes Sehnen, einen heiligen Schmerz aufrufen. Weicher und menschlicher schlug es bei diesen Tönen in des Sünders verhärteter Brust und es war ihm, als ob er beten müsse. Doch in demselben Augenblick erschlossen die gefiederten Ungeheuer ihre Augen, rauschten mit schwerem Flügelschlage empor und schossen auf den kleinen Sänger von der Höhe nieder. Das blutende Vöglein fiel gemordet herab, und auf des Hüttchens Schornstein saßen die Unholde und stierten mit den Feuersternen ihrer geblendeten Augen in Jama's Wohnung nieder. Diese aber trat über die Schwelle und stand bebend und zitternd dem Treulosen gegenüber. Der Schuldbeladene fürchtete ihre Vorwürfe; aber die wahre Liebe vermag ja nichts weiter als vergeben. Sie sah seine blasse Wange, sein hohles, unstätes Auge, seine fieberbebende Gestalt, und das innigste Mitleid gesellte sich der Liebe bei. „Du bist krank gewesen, du Armer," weinte sie, „und ich habe mich schon an dir ver-

sündigt, und an deiner Treue, deiner Liebe zu zweifeln gewagt;" und sie bat ihn nun um Verzeihung wegen dessen, was sie an ihn verschuldet, und wußte nicht, wie rein sie selbst und wie sündebelastet er war. Sie führte ihn in ihr Gemach, zwang ihn auf das weiche Lager nieder, trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirn, suchte seine Hände an ihrem Herzen zu erwärmen und labte ihn mit all' dem, was ihre Armuth spenden konnte. Sie litt nicht, daß er sich mühte, und trug ihm die Opferblumen selbst in das Boot; dann saß sie wieder bei ihm, lächelte, weinte, und war unter Thränen, unter Lächeln gleich glücklich, gleich selig. Von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick erbettelte sie von ihm einen längern Aufenthalt, und als er endlich schied, suchte sie ihren Schmerz zu verbergen, um ihm nicht weh zu thun, und sprach im frommen Vertrauen: „Du wirst gewiß bald ganz genesen, denn ich werde innig für dich beten." Mit der Hölle Gluten in seiner Brust wand sich Urschuk aus ihren Armen, und wie er auf dem See noch einmal den Blick wandte, sah er die Geliebte am Strande knien, das thränenfeuchte Auge, die ausgebreiteten Arme nach ihm gewandt; aber auf dem Dache saßen die grauen Mißgestalten, in dem dun-

kelnden Abend noch ungleich gräßlicher, als vorher, und die Schwefelflammen ihrer Augen blitzten auf die Betrogene nieder.

Ein schöner Traum täuschte die Arme: sie lag auf weichem Moose, an ihrer Brust glühte eine Rose, dunkler und schöner als die ihrer Insel, auf der von der Morgensonne bestrahlten See nahte der Kahn mit ihrem Geliebten; er war wieder gesundet, seine Wange geröthet, sein Auge hell und klar, und er lächelte ihr liebend entgegen, wie in vergangenen Tagen. Trotz der Seligkeit, welche ihren Schlummer verklärte, war ihr dennoch, als ob sie ein leises Weh empfände, dort, wo die Rose duftete, und als ob sie sich empor kämpfen müßte, um einem drohenden Unheil entgegen zu treten; aber dann fächelte es um ihr Haupt mit sanftem Flügelschlage, und fester nahm sie der Traumgott in seine Arme und gaukelte ihr immer neue Bilder vor. Doch plötzlich fühlte sie sich aufgeschreckt aus dem räthselhaften Doppelsein; eine kalte Hand berührte ihre Stirne; sie schlug die Augen auf, da erhoben sich von ihrem Lager zwei graue Ungestalten und schwebten zu der Höhe des Rauchfanges empor; vor ihrem Lager stand eine Jungfrau in grauem faltigem Gewande mit einem Antlitz gar

hold und mild, das aber von entsetzlicher Leichenblässe bedeckt war; und was im Traume ihr als Rose erschienen, war ihr eignes Herzblut, das ihrer Brust entfloß; doch schloß sich die Wunde, so wie die blasse Jungfrau ihre Hand auf dieselbe legte. Nun lichtete das wirkliche Morgenroth in's Gemach und in dessen Purpurschimmer entschwebte die rettende Erscheinung. Als Jama nun von dem Lager sich erhob, fühlte sie sich ungewöhnlich schwach und aller Kraft beraubt; langsam schlich sie in's Freie, um ihre Blumen zu begrüßen; der kurze Weg zum Strande hatte sie bis zum Tode ermüdet, und da sie in den klaren Spiegel des Sees schaute, sah sie ihre Wange blaß wie das Antlitz der Jungfrau, von der sie aus dem gefährlichen Schlummer geweckt worden.

Er aber, der Falsche, war von dannen gezogen und, noch eh' der Abend völlig dunkelte, landete er am Gestade des heiligen Haines. Die Priester harrten seiner mit Ungeduld und standen bereit den Schmuck der Götter in Empfang zu nehmen; aber so wie Urschuk die Kränze und bunten Blüten berührte, um sie den Priestern entgegen zu reichen, erblichen und verwelkten die duftenden Sprossen der Erde. Als die Priester dies gewahrten, wichen sie scheu

vor ihm zurück und riefen ihm zürnend zu: „Hebe dich von uns, Unreiner! und wage nimmer und nimmer die geheiligten Ufer zu betreten; denn von den Göttern bist du verflucht und ausgestoßen, weil Alles unter deinen Händen verdorrt und dahin stirbt.“ Die Wächter und Diener hoben und schleuderten Steine gegen ihn und zwangen ihn so die Ufer flüchtig zu verlassen und in den tiefen See zu stoßen.

Mit dem finstern Groll im Busen ruderte der Fischer nun gegen den Fels des Fluches; die Nacht war schon tief eingebrochen, als er in dessen Nähe kam; nicht hoffte er mehr, dort die Geliebte noch zu finden; aber er betrog sich. Auf dem Felsen stand das herrliche Weib, wiedergeboren in Jugend und Schönheit; die Wange geröthet, das Auge voll Lust und Leben; statt des bleichen Sterbekleides umhüllte sie nun der Purpur, und in ihrem glänzend schwarzen Haare blinkte das Gold und der leuchtende Edelstein. Geblendet von dieser zauberhaften Verwandlung, wagte Urschuk nicht den Felsen zu betreten, der heute sich wieder höher als gewöhnlich aus dem gesunkenen See erhob. Aber sie lächelte ihm freundlich entgegen, streckte die Arme sehnend nach ihm aus und rief: „Komm zu mir, mein Retter, daß ich dir danke, dir lohne deine Liebe!“

Weiche Arme zogen ihn empor und drückten ihn an eine heiß glühende Brust. Unter ihren Küssen, unter ihrem Kosen erwarmte auch Urschuks kaltes Blut und siedete in heißen Gluten auf. Die Nacht schattete über dem Bund der Sünde; der Morgen brach an, der Tag kam und schwand, und wieder nahte der Abend; der im Wahnsinn des Glücks Befangene bemerkte den Gang der Zeit nicht. Aber der Rausch der Sünde währt nur kurz und seinem Ernüchtern folgt die Hölle. Wie er, den Arm um den Nacken der Verführerin geschlungen, zu ihr hinaufblickte, rief er unwillkürlich: „O, wie schön, wie reizend bist du!" — Da drückte ihn die Geschmeichelte fester an ihr Herz, beugte sich über ihn und flüsterte: „Noch schöner werd' ich erblühen, so du es nur willst! an meinem Herzen, in meinen Armen wird auch dir Kraft und Genesung wiederkehren; deine Wange wird sich röthen, dein Auge wieder leuchten und die Jahre deines Lebens sich weit hinaus dehnen in die ferne Ewigkeit, so du es nur willst! Dieser Fels wird sich wandeln in einen strahlenden Thron; an meiner Seite wirst du auf demselben sitzen und mit mir schwelgen in der Liebe Seligkeit, mit mir genießen die Herrlichkeit der Erde, so du es nur willst!" — „Ich will Al-

les, was du willst," erwiederte der Bethörte, „dein Wille sei der meine und meine Seele dein unbestreitbares Eigenthum immerdar!" — Da zuckte es wieder in den Augen der Verführerin grell und höhnend, aber den selbst so tief Gefallenen schreckte nun nicht mehr das Zeichen der innern Verdammniß. Mit dumpfen, gemessenen Tönen entgegnete sie: „Ich nehme dein Gelübde an, deine Seele ist mein Eigenthum, und so du nun nicht übst, was ich heische, bist du wie ich verloren. Eine Seligkeit mit mir, eine Verdammniß mit mir!" Und leiser setzte sie hinzu: „Du wirst mit mir, Geliebter, herrschen über den Menschenstaub und mit mir gebieten über diejenigen, welche zur Knechtschaft geboren. Aber einer dunkeln Macht unwiderstehbarer Wille ist es, daß wir uns nähren und erkräftigen sollen vom Menschenblute. Ich kann nicht leben ohne Blut; meine Boten dürfen sich nicht mehr Jener nahen, aus deren Adern ich das Leben zurücktrank; denn das erste Opfer steht schützend vor ihr und verscheucht meine Diener. Du aber vermagst das Gespenst zu bannen mit dem wilden Worte, du selbst mußt nun hinüber und der Jungfrau Blut holen." — Der Wahnsinnige, keinen Himmel mehr in seinem Busen, gelobte ohne Bangen, ohne Zagen das

namenlose Verbrechen. „So nimm," sprach die arge Versucherin, „diesen Stahl; schon dunkelt der Abend, eile, eile, in der Nacht muß das Werk geschehen."

Er gehorchte; die Sterne blinkten hell und klar, als er davon fuhr; aber sie erloschen, da er weiter ruderte; der See lag spiegelglatt, kein Lufthauch regte sich, die ganze Schöpfung lag erstarrt, in Ohnmacht versunken; dennoch war dem Frevler, als sei er gebannt und rudere nun schon lange Wochen und Monden im See umher; denn zu gräßlichen Längen, zu martervollen Ewigkeiten dehnten sich die schwindenden Augenblicke aus. Endlich, endlich war das Ziel der Sünde erreicht.

Als er in die Hütte treten wollte, stand die hauptlose Jungfrau vor derselben und wehrte ihm den Eingang. Aber ihn schreckte nicht mehr das Grauen der Geisterwelt; er hob den Dolch, um das Unsterbliche zu morden; aber als stürme er gegen einen Fels einher, klirrte das Erz von der Erscheinung zurück. Da besann er sich, wie er dieses Wesen nur mit sündigen Worten scheuchen konnte; Gotteslästerungen stürmten von seinen Lippen, und wimmernd entschwand nun Jama's Schützerin, und die Schwelle war nun unbewehrt.

Er trat in die Hütte, ein sonderbares Helldunkel herrschte im Gemache; Jama lag auf dem Lager, so blaß, so leidend, so lebensmatt, wie jüngst diejenige, die ihn hierher gesandt hatte: und dennoch war dieses Leidensbild ganz anders, als jenes auf dem Fels der Sünde; nur Duldung und Ergebung zeigte dieses Antlitz, und wie jenes der Schmerz zum Ebenbilde der gefallenen Geister wandelte, wurde dieses durch das Weh verklärt. Noch einmal erhob sich ein menschliches Gefühl in der Brust des Sünders; er zauderte und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts schreiten; wäre ihm die Macht der Hölle entgegen getreten, er hätte mit ihr den Kampf gewagt, aber gegen diese Ohnmächtige hatte er keine Waffen. Da raunten ihm finstre Stimmen abermals zu, was seiner harre: Throneshöhen, Gold und des Lebens Vollgenuß; und wiederum dunkelte die Sünde sein Herz, sein Arm erkräftigte sich, er hob den Dolch und bog den Körper weit vor, um den Frevel zu vollbringen. Das bedrohte Opfer regte sich; hatte ihn die Dämmerung getäuscht, wachte die Unglückliche und sah sie sein Frevelbeginnen? sie sprach! er lauschte; — sie betete; — nicht für sich, für ihn, den Abtrünnigen, den Meuchler. Sie glaubte noch an seine Treue, seine Seelen-

reinheit; „Erbarmt euch seiner, ihr ewig Guten,“ flüsterte ihre Lippe, „gebt ihm Genesung, seinem Herzen Frieden, und haben die finstern Geschicke ihm Leid und Unheil zugetheilt, legt diese auf meine Brust, ich will seine Thränen weinen, seine Schmerzen tragen, seine Sünden büßen.“ Furchtbarer, als erlausche er das Urtheil seiner ewigen Verdammniß, hallten ihm diese Worte entgegen; der Dolch entfiel ihm und er stammelte: „Nein! nein! und würde der verlorene Himmel wieder mein, ich kann den Frevel nicht üben, nicht vergießen das Blut der Schuldlosen, die für mich betet.“

Da tauchte das Gespenst, welches ihn verführt, vor ihm auf und kreischte: „Meineidiger, so bist du mit mir verloren, mit mir den Gnadenlosen verfallen. Gieb mir ihr Blut, ihr Blut, oder deine Seele!“ und wie sie so grollte, erwuchs sie riesiger und war nun, sich selbst ähnlich, jenes Felsenantlitz, wie es noch in unsre Zeit hereinstarrt; und ihre Hände wandelten sich zu Schlangen, die mit festen Banden den Unglückseligen umwanden; er wollte schreien, rufen, und dieses Gespenst wie jene Hauptlose mit Lästerungen von sich bannen, aber seine Zunge war gelähmt und seine Lippen verschlossen. Jama vernahm aber nicht, was geschah; sie sprach

wieder ein Gebet und flehte: „Erbarmet euch des Gefallenen und Verlorenen!“ Bei diesem frommen Angstruf ließen die Schlangen ab von Urschuk, und er gewann Kraft, in das Boot zu fliehen. Aber hinter ihm heulte, hinter ihm zeterte, hinter ihm stürmte es und peitschte ihn vorwärts. Kein Mond, kein Stern schien am Himmel, und auf Erden leuchtete kein Licht; oben hingen schwarze Wolken, und in der Tiefe donnerte und grollte es, als wollten die in der Finsterniß Athmenden ihre Ketten brechen. Die aufzischenden Wogen trieben den Fischer zu seinem Felsenhorste, aber derselbe war nun hoch aus dem Wasser empor gewachsen und bildete jetzt ein mächtiges Steinthor, dessen Höhe Urschuk nicht zu erreichen vermochte. Er wandte sich zur neuen Flucht, der See mußte sich selbst verzehren, denn überall entstanden Klippen und Gestein, größer, höher, mächtiger! Vor dem Fliehenden schwebten zwei Ungestalten, deren glühende Augensterne seine Bahn bezeichneten; es war das häßliche Gefieder, das Jama's Blut getrunken; immer mehr dunsteten sie auseinander, und so glichen sie fast grauen, in den Lüften schwebenden Felsmassen. Jetzt war er am Fels des Fluches; auch dieser war, wie alle andern Klippen, zu einer schwindelnden Höhe hervorgetreten, und

das verwehmte Steinantlitz starrte ihn an, drohend, geisteszerrüttend, und im Donnerhall rief es um ihn: „Deine Seele! gieb deine Seele mir.“ Da kreiste der Kahn im Wirbel um sich her, und der Strudel verschlang das Boot und seinen Führer.

Kein Lebender schwamm mehr in dem See, kein Vöglein in dem Raum der Schöpfung. Die Luft ward ein sengendes Feuermeer; die Wälder und die Wohnungen der Menschen leuchteten in Flammen auf. Um die Blumeninsel züngelte das Feuer und ringte um dieselbe einen leuchtenden Kreis; sie allein blieb der Vernichtung unbezwingbar; denn wie die Flamme auch hier verderbend nahen wollte, scheuchte die blasse Jungfrau dieselbe zurück. In ihrer kleinen Hütte lag noch immer Jama im frommen Gebete und ahnte nicht, wie der See um sie dahingesengt und verschwunden war, wie ihre Insel nun ein festes Hochland geworden, um welche brennende und erlöschende Felsenmassen starrten. Alles war dahin, Alles gewandelt, die Feuer erloschen; in Dunkel hüllten sich die Berggipfel, die tiefen Schluchten; nur ein Felsen erglühte noch und erlosch langsam; deßhalb er auch jetzt noch der **Brand** genannt wird. Und an dem Fuße des Berges, aus welchem

das gräßliche Steinantlitz schaute, lag Urschuk bleich und todt.

Keiner der Uferbewohner war bei dieser Empörung der Schöpfung gegenwärtig geblieben, Alle waren tief in das Land geflohen und Keiner wagte jemals zurück zu kehren dorthin, wo die Allmacht so furchtbar gewüthet hatte. Nur Jama hatte die Stätte ihrer Kindheit, ihrer Jugend, ihrer heiligen Erinnerungen nicht verlassen; dennoch fühlte sie sich überall fremd; Alles war umgewandelt, Alles anders geworden. Eine neue Welt war an's Licht der Sonne getreten; was Jahrtausende unter Fluten begraben lag, war nunmehr dem Leben zurück gegeben. Wie die Arme auch umher blickte, kein bekanntes, befreundetes Wesen war zu erschauen; da ermuthigte sie sich und wandelte über Schlacken und Felstrümmer trocknen Fußes zu jener Stätte, wo ihr Geliebter einst gelebt; aber ein mächtiges Schauerthor erblickte sie dort, auf dessen Höhe die zusammengestürzten Trümmer der Hütte lagen; nicht wagte sie das Thor zu durchschreiten, denn es grauste sie an, als läge jenseits eine feindliche Grabeswelt. Sie kehrte nun zu ihrer ehemaligen Insel zurück, wo jetzt auch alle Blüten, alle Blumen erstorben waren; kein Laub grünte, kein Vogel zwitscherte, kein

Menschenlaut ertönte; — sie war verlassen, allein in dieser Oede. Doch nein! der Gott in ihrem Herzen war ihr geblieben; unter den Schauern dieser Grabeswelt rang sie mit heißem, frommem Sehnen nach Erlösung, und diese wurde ihr gewährt. Von ihrem Herzen entlastete sich jede Bürde, in ihrer Brust wurde es leicht, während über ihr Auge eine ungewöhnliche Müdigkeit kam, sie entschlief; und alsobald umsproßten ihr Lager wieder Blumen und Blüten, die sich über die Schlummernde zu einer grünen Decke wölbten. Lange nannte man jenen Hügel „das Grab der Jungfrau,“ bis die Zeit endlich die Stätte wandelte; es ist ja so gewöhnlich auf Erden, daß dort gelacht wird, wo einst heiße Thränen rannen, und daß der Mensch seine Freuden-Tempel über Gräber baut.

Noch behauptet der Volksglaube, daß es zuweilen in dem Buchenwalde, der zu den Höhen des Winterberges führt, recht schmerzlich klagt und sich manchmal ein bleiches Luftbild sehen läßt, das nach Böhmens Grenze hinüberstarrt: es ist die arme Jama, die sich noch immer nach dem Treulosen sehnt. Wenn dagegen der Herbst seine Stürme sendet, wenn die Blätter fallen und sich in den Höhen ein feuchtes Nebelmeer bildet, dann erblickt man in

demselben ein dunkles Dunstgebild, fast einem Boote ähnlich, in dem der Führer aufrecht steht. Das Gebild senkt sich in die Tiefe, es strebt zur Höhe empor, gleichsam als kämpfe es einem wilden Sturme entgegen; es zerschellt und zerstiebt gewöhnlich erst an dem Felsen, wo sich das Steinbild des Weibes zeigt. Wie der ewige Jude unstät dahin wallt, wie der wilde Jäger über Wald und Forsten zieht, so ist auch dieser Fischer der Ruhelosen Einer und sucht in vergeblicher Flucht einen Rettungshort, den er niemals findet.

Betet für seine Erlösung!

demselben ein dunkles Dunstgebilde, fast einem Monde ähnlich, in dem der Ruderer aufrecht steht. Das Gebilde senkt sich in die Tiefe, es strebt zur Höhe empor, gleichsam als kämpfe es einem wilden Strome entgegen; es zerschellt und zerfließt gewöhnlich erst an dem Felsen, wo sich das Steinbild des Weibes zeigt. Wie der ewige Jude unstät dahin wankt, wie der wilde Jäger über Wald und Forsten zieht, so ist auch dieser Fischer der Ruhelosen Einer und sucht in vergeblicher Flucht einen Rettungsport, den er niemals findet.

Betet für seine Erlösung!

Die Brut des Teufels.

Bastei. — Marterteller. — Mönchstein.

III.

Die Brut des Teufels.

Eh' der Heidenglaube finster, kalt und herzlos über das Menschengeschlecht kam, herrschte ein freundlicher Wahn, der jetzt nur noch des Kindes Brust beglückt. In den Wolkengebilden, in dem verglimmenden Abendroth, in den Lichttropfen des Morgenthaues lebten dem Menschengeschlecht befreundet fast körperlose Wesen, die man Feien nannte. Sie zeigen sich nun nicht mehr auf Erden, nicht mehr in Blüten und Hainen, schweben nicht mehr daher auf den Lichtstrahlen des goldenen Mondes. Dennoch sind sie nicht erstorben, denn sie waren unsterblich wie des Menschen Seele, aber sie sind wohl hinüber gewandelt zu andern Welten, zu jenen Silbersternen, die mit Demantschimmer in dunkeln Näch-

ten auf uns niederleuchten, und zu denen wir uns oft so schmerzlich hinauf sehnen.

In jener kindlichen Zeit des Menschengeschlechtes lebte an den Ufern der Elbe, dort, wo sich das Felsgestein, jetzt „die Bastei" genannt, erhebt, ein harmloses Hirtenvölkchen. Wenig bedurften die Zufriedenen; wenig forderten sie von dem Geschicke: in friedlicher Geselligkeit trieben sie ihre Heerden auf die grünen saftigen Wiesen; die Wolle ihrer Thiere gab ihnen das Kleid; die Milch derselben diente ihnen zur Nahrung, und die Erde spendete ihnen unbebaut, unbeackert, kräftige, nahrhafte Kräuter und saftige Früchte.

Da brach plötzlich wie aus der Hölle Tiefen eine Rotte unbekannter Raubkrieger über die Friedlichen ein. Die feindlichen Schaaren kamen daher geflüchtet aus unbekannter Ferne, von dort her, wo der Born der Schöpfung verarmt und Land und Meer vereisen. Sie waren bereits gewandert viele Jahre, mehr als die Dauer eines Menschenalters; und wie sie auch siegten, unterjochten und vernichteten, sie vermochten nicht zu rasten. Wo sie Glück und Frieden verscheucht, wo sie Elend und Jammer empor gerufen hatten, zogen sie wieder in flüchtiger Siegeseile weiter. Wahrscheinlich waren sie die

Urahnen jenes Volkes, aus dessen Stamme einst „die Geißel Gottes" erstand, denn ihr Thun und Walten war eine blutige Vorbedeutung von dem, was jene Völkerwanderung übte.

Wie überall verbreitete das Erscheinen dieser Verderber, die mit dem Menschen kaum Antlitz und Gestalt, mit dem wilden Raubthier aber die Grausamkeit gemein hatten, auch in dieser friedlichen Stätte namenloses Wehe. Die erschreckten Bewohner, keiner Waffe kundig, flohen vor diesen Entsetzlichen auf Felshöhen und in Berghöhlen; und die bösen Fremdlinge würgten ihre Heerden, zertraten die Frucht der Felder, warfen den Brand in die niedern Hütten und zogen endlich wie ein böses Traumbild von dannen.

Wohl fanden die Flüchtigen, als sie zurückkehrten, Alles verwüstet und vernichtet, aber damals hatte der Schmerz noch keinen ätzenden Stachel, die Menschen waren noch wie die Kinder, und eh' die Thräne im Auge verglimmte, hatten sie bereits vergessen, warum sie geflossen war. Die Erde gab ihnen in wenig Tagen ihre Früchte wieder, hier und da kehrte aus den Felsschluchten ein verscheuchtes Lamm zurück, und so war das Glück wieder heimisch unter ihnen und nur, wenn der Abend dunkelte und

der Sonne Purpurschimmer immer ferner in die Schatten der Nacht verglomm, sprachen sie, furchtsam im engen Kreise zusammengedrängt, noch von den unheimlichen Fremdlingen.

Doch als sie nun an einem Frühmorgen an dem jähen Abgrund vorüber gingen, der jetzt die Martertelle genannt wird, ächzte es aus der Tiefe wie eine schmerzliche Klage empor. Der Fuß der Wanderer weilte; sie horchten; immer und immer wiederholten sich die Leidenslaute. Die Hirten blickten um sich; sie vermißten keinen der Ihrigen; „es kann also,“ meinten sie, „kein Mensch sein, der da unten leidet, wohl aber ein verscheuchtes Schaf.“ Die Kindlichen, deren Herzen noch nicht erhärtet und versteint waren, hegten selbst mit dem leidenden Thiere Mitleid; einige der Beherzten entschlossen sich hinab zu steigen in die damals noch gefahrdrohendere Schlucht. Als sie endlich unten standen, zwischen dem spitzen Felsgestein, in der schweren dunstigen Luft, umwogt von einer Zwitterdämmerung, die nicht Nacht, nicht Tag war, gewahrten sie mit Entsetzen, daß sie sich doch getäuscht hatten; kein Thier, ein Kind, hülflos und beinah schon verschmachtet, lag vor ihnen. Mit Hintansetzung des eigenen Lebens gelang es ihnen das unglückliche

Wesen zu retten und es auf die Höhe zurück zu tragen. Da sie nun aber oben waren im Lichte des Tages, im Kreise ihrer Brüder, schauerten diese wie sie selbst vor dem Findling zurück. Es war ein Knabe von abschreckender Gestalt und Häßlichkeit, Die Haut gebräunt, die Stirne niedrig und wie bei einem Greise gerunzelt; das Auge tief in seinen Höhlen verborgen, aus denen es unheimlich hervorglühte; das Antlitz flach, die Backenknochen seltsam hervortretend. Wie die äußere Mißgestalt schien auch die Seele dieses Kindes zu sein, denn trotz seiner Erschöpfung und seiner Ohnmacht ballte es die Faust gegen seine Retter und zeigte ihnen die spitzen raubthierartigen Zähne, die ihm aus dem fast lippenlosen Munde hervor blinkten. Es war unbestreitbar, daß diese Ungestalt von den fremden Raubkriegern durch irgend einen Zufall oder vielleicht auch mit Willen zurückgelassen worden. Dennoch übten die Elbbewohner Mitleid mit ihm. Sie gaben ihm Kleider, Speise und einen Platz am wärmenden Heerde.

Doch der fremde Knabe vergalt mit Undank alle Wohlthaten; er scheuchte die Heerden, jagte sie über die Felshöhen, daß die furchtsamen Wollthiere von den Gipfeln niederstürzten und in der Tiefe endeten.

Er würgte die Tauben und das zahme Gefieder, schlich sich in die verlassenen Hütten, zerschlug dort den Bewohnern ihre einfachen Geräthe, schreckte, peinigte und bedrohte die in der Wohnung zurückgebliebenen Kinder.

Um dieser Thaten und um seiner Abkunft willen nannten ihn nunmehr die Dorfbewohner: „die Brut des Teufels." Doch wie sie auch ein Recht ihm zu zürnen hatten, sie hörten dennoch nicht auf ihm Erbarmen zu spenden.

Aber aus Furcht ließen sie ihn nicht mehr in ihren Hütten wohnen und wiesen ihm zum Obdach und zum Schlafe eine Felshöhle an.

Diese Verbannung und der schimpfliche Beiname, den sie ihm gegeben, reizte den Groll und die Erbitterung des Körper- nnd Seelenhäßlichen um so mehr. Allnächtlich entschlich er seiner Höhle und suchte mit dem glimmenden Feuerfunken, den er im trockenen Moose barg, den Mordbrand in die Hütten zu werfen. Die bedrohten Einwohner stellten nun Wachen um ihre Siedelung; dennoch gelang dem Bösen bei einem erneuten Versuche sein Vorhaben; zwei Hütten flammten in Feuer auf, und die Schläfer in denselben wurden nur mit Mühe gerettet.

Mit dieser ruchlosen That endete die Geduld und die Nachsicht seiner Wohlthäter; sie versagten ihm nunmehr Speise und Schutz', trieben ihn fort aus den Grenzen ihrer Ansiedelung und drohten ihm, wenn er es wagen sollte wieder ihre Feldmark zu betreten, ihn sofort zur Stelle zu tödten. Der Geächtete floh in die Felskluft zurück, in der er einst aufgefunden worden. Dort war er gesichert gegen jede Verfolgung, dort nährte er sich von Wurzeln, die er, wenn der Abend tief schattete, zwischen den Felsen aufsuchte; er befreundete sich mit den wilden Thieren und zollte seinen Haß nur seinen Brüdern, den Menschen. Wenn er gesättigt war und es um ihn tief dunkelte, stieg er zu einer Felskuppe, die noch jetzt der Steinschleuder heißt, hinauf und lauschte dort oben, ob nicht ein verspäteter Wandrer nahe — denn seinem Auge war die Gabe verliehn, selbst im finstersten Dunkel deutlich sehn zu können — und so dies wirklich geschah, rollte er die schwersten Felsmassen auf den Vorüberschreitenden nieder.

In solchem bösen Thun und in der dumpfen Einsamkeit verfinsterte sich des Unglücklichen Herz und Seele immer mehr, so daß er den scheuslichen Namen, den man ihm gegeben, beinahe verdiente.

Da brach der Morgen im Thale an; Halm und

Knospe regten sich, die Wellen der Elbe leuchteten im Purpurschimmer des Frühroths, und die Berghöhen und die Felsgipfel erglänzten in dem Abglanz Gottes, im Sonnenlichte. Die Hirten trieben ihre Heerden zur Trift, und als sie an der Felshöhle vorüber zogen, regte es sich in derselben. „Die Brut des Teufels ist wieder zurückgekehrt," riefen sie sich einander zu, „und während wir unsre Heerden hüten, wird er wieder einbrechen in unsre Hütten, unsre Kinder mißhandeln und unser Eigenthum schädigen."

Sie beschlossen alsogleich ihm entgegen zu ziehen und ihm zu thun, wie sie gedroht hatten.

Da sie der Grotte näher kamen, überzeugten sie sich wirklich, daß Jemand darin sich berge; ihr Fuß weilte unschlüssig, das rege Mitleid bekam wieder Raum in den Herzen der Unverdorbenen, und sie wünschten nun alle sehnlich, den Unglücklichen nicht dort zu finden, um an ihm das furchtbare Strafgericht nicht vollziehen zu müssen.

Wie das weiche Erbarmen so ihre Herzen lichtete, erglänzte in der Grotte ein heller Schimmer; es war nicht der grelle Wiederschein des Feuers, nicht der des Sonnenlichtes, er glich nicht Mond- noch Sternenstrahlen, es war der Abglanz höherer

Verklärung. Und in dem Lichte gewahrten sie ein Kindlein von wunderbarer Schönheit, das auf Blumen gelagert, mit Blumen geschmückt, mit Blumen spielend ihnen freundlich entgegen lächelte. Da die Elbbewohner nun zagend und staunend näher traten, fragte die liebliche Erscheinung mit sanftem Vorwurf: „Warum wollt ihr so hart sein gegen den verwaisten Fremdling, warum wollt ihr grausam sein Blut vergießen.“

Staunend erwiderten die Hirten: „Er hat uns des Bösen viel gethan und wir wissen uns nicht anders vor seinen Tücken zu bewahren.“

„Er wird euch fürder nicht mehr schädigen,“ sprach das Kind, „denn seine Seele wird sich erheben aus der Finsterniß, in der sie schlummert. Darum übet auch ihr Mitleid mit dem Geistgeblendeten.“

„Das wollen wir gerne,“ riefen die Hirten, froh des blutigen Richtamts überhoben zu sein. Aber als sie nun die Grotte selbst betraten, um dem Kindlein ganz nahe zu sein, war die Erscheinung und das Blüten-Eden verschwunden, und nur ein matter Widerschein leuchtete noch von dem Gestein ihnen entgegen. Wie sie nun aber zu den Höhen ihren Blick erhoben, schwamm die wunderbare Erschei-

nung in einer lichten Rosenwolke den fernen Gebirgen zu und lächelte auch noch von den Höhen mild und freundlich auf die Staunenden nieder, und aus der Wolke fielen weiße Flocken, gleichsam als wäre urplötzlich der Winter über die Erde gekommen, aber es waren duftende Blüten.

Der Abend dieses Wundertages nahte; der böse Fremdling kletterte aus seinem Abgrunde zum Felskegel empor und schaute in die schwarze Nacht hinein. Der Mond schien nicht, kein Stern leuchtete; aber auf einem jähen Felsen, der sich steil empor hob, strahlte ein sonderbares Licht, das dort auf der Höhe in schimmernden Kreisen ein Kind umwallte. Das Kind erschien ihm häßlich, noch häßlicher als das Menschengeschlecht, welches er haßte, denn es war ihm so unähnlich, und dennoch sehnte er sich zu demselben empor.

Er war gewandt im Felssteigen, er konnte mit der Bergziege um die Wette die gefährlichsten Höhen erklimmen; aber diesen Fels, der steil und grade sich empor hob, keinen Haltpunkt gab, hatte er noch nicht gewagt zu erklettern. Jetzt drängte es ihn die drohende Gefahr nicht zu scheuen und den gefährlichen Weg zu unternehmen. Da hing er an der Felsmauer, schlug seine blutenden Finger in die

schneidende Steinplatte, in das schwarze Wurzelgeflecht, das hier und da aus dem verwitterten Gerölle emporsproß, setzte so an jeden Fußbreit Raum das Leben; immer höher sich ringend, unter ihm und neben ihm der dräuende Tod; über ihn der krächzende Aar, den sein Nahen vom Neste scheuchte, und der mit seinen Fängen bereit schien, jeden Augenblick sich feindlich auf in niederzusenken.

Endlich, als er keuchend mit odemloser Brust auf der Höhe stand, gewahrte er, daß er nichts gewonnen, denn die Erscheinung, zu der er sich hatte aufringen wollen, war nicht auf dem Felsen, sondern thronte hoch über ihm in einer strahlenden Lichtwolke. Von dem Drange seiues Herzens überwältigt, hob er die Arme zu dem Kinde empor und flehte zum ersten Mal in seinem Leben: „Komm, o komm nieder zu mir?“

„Ich kann nicht,“ erwiderte das Kind mit Klagelauten, „dein eignes Thun scheucht mich von dir.“

Da rief der Knabe mit einem Schmerze, den er noch nie empfunden: „Auch du! auch du sprichst und thust wie jene Elenden dort unten. O, ich habe ja nur ihnen mit Haß den Haß, mit gleichen Thaten ihre Schuld vergolten. Sieh! sie nannten mich häßlich und schauderten vor meinem Anblick,

weil ich ihnen nicht glich. Und dennoch bin ich wohlgestaltet. Ballt sich nicht schon jetzt meine Faust mannskräftig, ist meine Stirne nicht breit, liegt mein Auge nicht tief gesichert in seiner Höhle und vermag am Tage, wie in der Nacht, den Aar in Sonnenhöhen, den Wurm im niedern Staube zu erspähen; sind meine Zähne nicht stark und spitzig? — Doch wenn sie auch wahr gesprochen und ich häßlich wäre, welches Recht haben sie, mich die Brut des Teufels zu nennen. Mich, wie sie, hat eine Mutter geboren; mich, wie sie, weiche Liebe gepflegt, und darum will ich ihnen die Schmach vergelten immerdar und ihnen wirklich sein, wie sie mich nannten.“

„Seelenverfinsterter!“ rief zürnend die Lichtgestalt, „erkennst du denn nicht, daß Alles, was dir geschah, nur die Folge deiner Thaten war?“ Und weicher, flehender mit bekannten Lauten mahnte sie ihn: „Norlis, kehre um von dem Wege, auf dem du wandelst, und die Menschen werden dich wie ihren Bruder lieben.“

Seltsam durchschauerte dieser Aufruf den störrischen Knaben; jetzt erst erinnerte er sich, daß Norlis sein Name war, und daß mit diesen weichen Tönen, die aus des Himmels Höhen zu ihm dran-

gen, ihn einst die Mutter gerufen hatte. Er hob das heiße Auge zu der Warnerin empor; in den Wolkenwogen war das freundliche Kind verschwunden, aber an dessen Stelle thronte eine hohe Frauengestalt, eine Krone in dem wallenden Haare, das Gewand mit Sternenschimmer geschmückt; indem diese Erscheinung sich immer mehr zu den leuchtenden Sternen erhob und des Knaben Blicken entschwand, fiel auf ihn ein grüner Blütenkranz nieder. Sonst hatte der Bube jede Blüte, die er erblickte, nieder getreten, jede Blume an der Wurzel geknickt; aber dieser Kranz war ihm lieb und theuer; es war ihm, als hätte ihm in den frühesten Tagen seiner Kindheit einst einen solchen die Mutter geflochten.

Da die Sonne empor stieg und die Felskuppen goldete und röthete, stieg er nieder in das Thal und wanderte langsam und ohne Zweck einher; wohl begegneten ihm manche der Thalbewohner, aber sie mieden scheu seine Nähe und wandten sich seitwärts, so wie sie ihn erblickten.

Da grollte es abermals in ihm und er wiederholte sich die Frage: „Bin ich denn wirklich so häßlich und so böse?"

Indem er diese Worte sprach, stand er an den Ufern der Elbe; alldort hatten die Wogen eine son=

derbare Muschel ausgeworfen, sie glänzte wie strahlendes Silber und wie Norlis sie aufhob, wiederspiegelte sich in ihrer Fläche sein Antlitz. Es war das erste Mal, daß er vor sich selbst zurückschauerte; daß ihn selbst schreckte das krampfhafte Zucken seiner Züge, der unheimliche Blick, das höhnende Lächeln der Lippen. „Ja, ja," wiederholte er sich leise, „sie mögen Recht haben, ich bin häßlich und Niemand vermag mich zu lieben."

Ein heißer Tropfen fiel aus seinem Auge; es war die erste Thräne, die er weinte, die erste Thräne, welche ihn heiligte, und wie er sie wegwischen wollte von der spiegelnden Muschel, gewahrte er, daß die Verzerrung seines Antlitzes jetzt minder stark als zuvor war.

Nicht begreifen konnte er diesen Wandel und stieg nun wieder zu der hohen Felskuppe hinauf, in der Hoffnung das freundliche Kind oder die hohe Frauengestalt wieder zu erblicken. Vergebens war sein Sehnen: der Tag und der Abend kam, die Nacht dunkelte mit ihren Schatten, der Himmel glänzte in voller Sternenpracht, aber keine Wolke zog über ihm dahin und die freundlichen Erscheinungen zeigten sich nicht.

Das heiße Blut und die rege Ungeduld trieben

ihn wieder von seinem Steinhorst in das Thal. Als er durch die Irrgewinde dahin wanderte, vernahm er über sich in den Felshöhen ein ängstliches Klagen; er blickte empor; da wanderte auf lebensgefährlichem Pfade, einen gähnenden Abgrund vor sich, ein Kind, das manchmal ermattet nieder sank, dann aber sich wieder empor raffte und weiter wanderte. Der Kleine hatte sich wahrscheinlich verirrt und eilte nun, von Furcht bedrängt, seinem Tode entgegen.

O, noch vor wenigen Tagen hätte dem Verbannten ein solches Ereigniß Freude gemacht, denn der Vater dieses Verirrten war einer derjenigen, die ihn aus der Hütte und aus der Grotte in die Marterzelle zurück getrieben hatten.

Doch er gedachte dessen jetzt nicht; die tiefste, innigste Angst um das Kind, welches er doch sonst oft mißhandelt und geschlagen hatte, erfaßte sein Herz. Er konnte nicht retten, denn wenn er auch mit beflügelter Eile die Höhe wieder zu ersteigen versuchte, dennoch mußte er zu spät kommen; zu nahe schon war der Knabe dem Abgrunde. Auch zu warnen vermochte er den Armen nicht, denn sein Ruf konnte nicht durch des Windes Tosen zu der Höhe dringen. Aber dort, auf jener Kuppe,

über die sich der Fels erhob, und auf welche der Verirrte niederschmettern mußte, eh' den zerschellten Leichnam der Abgrund empfing, konnte ihn der Kleine sehen und hören.

Im Fluge war Norlis auf der Kuppe, aber auch der Knabe war schon dem Abgrunde nahe; in jedem Augenblick konnte Gräßliches geschehen. Die Hülfe mußte eilen, doch indem Norlis den Knaben anrufen und warnen wollte, erstarrte seine Zunge und die beklommene Brust hatte keinen Athem. Er erinnerte sich der Furcht und Scheu, welche alle Wesen vor ihm hegten. „Wenn du ihn anrufst," flüsterte es in seinem Innern, „ihn, den du einst geschlagen und gemißhandelt, wird er von deinem Anblick erschreckt um so eher dem Abgrunde zutaumeln, und du bist sein Mörder."

Verzweiflungsvoll stürzte er auf seine Knie, die Arme gen Himmel empor gehoben, schien er von dort Licht, Rath und Hülfe zu fordern, aber — jetzt that der Knabe den furchtbaren Schritt und schellte nieder! Doch wie von höhern Mächten getragen schlug er nicht an das Gestein, sondern sank unverletzt in Norlis Arme. Dieser, von der Last, die plötzlich auf ihn niederfiel, überwältigt verlor nun selbst den Stützpunkt auf dem schmalen Fels-

gipfel, er sank; mühsam gelang es ihm noch, mit dem einen Arm das emporstrebende Gestein zu umfassen, während die andre den Knaben hielt. So hing er über dem grausenden Abgrund; jetzt wär es wohl kein Mord gewesen, wenn er, um das eigne Leben zu erhalten, die Rettung des Knaben aufgegeben hätte. Aber fern blieb ihm der Gedanke; das Kind hing in todtähnlicher Angst in seinen Armen, und wie auch seine Kraft erlahmte und der Arm, den er um das schwache Gestein geschlagen, aus mehreren Wunden blutete, er ließ das Kind nicht, und es gelang endlich seinen Anstrengungen, dasselbe wieder auf den Felsgipfel empor zu heben und dann sich selbst hinauf zu schwingen.

Gerettet war er, gerettet das Kind. Sein Blut floß, seine Knie zitterten, und die Brust ohne Odem schmerzte ihn von dem Andruck des Gesteines, aber dennoch war ihm unendlich wohl, so wohl, wie ihm auf Erden nie gewesen.

Und der Knabe erwachte in seinen Armen und schauerte nicht vor ihm zurück, sondern lächelte ihm freundlich zu, und schlang die kleinen Arme um den Hals seines Retters und lehnte seinen Kopf an dessen Brust.

Da lächelte auch Norlis zum ersten Mal, wie

er jüngst zum ersten Mal geweint hatte, aber unter diesem Lächeln fielen seine heißen Thränen auf das gerettete Kind nieder, und er trug es sorgsam, trotz seiner Ermüdung und seiner Wunden, in das Thal nieder.

Da er sich aber den Hirtenhütten näherte, entstand ein wilder Auflauf, aus allen Wohnungen stürzten die Hirten und riefen: „Die Brut des Teufels ist wieder da!" — Und ein Weib kreischte: „Er hat mein armes Kind erschlagen, er trägt den blutenden Leichnam in seinen Armen."

Mit Baumzweigen, Knitteln und Stöcken bewaffnet, drangen die Elbbewohner auf Norlis ein und riefen: „Tödtet, tödtet den Mörder."

Da umschlang das Kind wiederum seinen Retter und rief, die Zornigen und selbst seine Mutter abwehrend: „Ihr sollt kein Leid thun demjenigen, der mir mein Leben erhalten."

Erstaunt traten die Hirten zurück; Norlis sprach aber ohne Groll: „Mutter, nimm dein Kind zurück; das Blut, mit welchem es befleckt ist, ist nur das meinige, das ich vergossen, um ihm das Leben zu retten."

Die Mutter drückte das Kind an ihr Herz, ohne dem Retter zu danken und dieser schied von dannen.

Alle wichen, wie immer, scheu vor ihm zurück. Er ging langsam; jeden Augenblick fürchtete er die Benennung: „Brut des Teufels" hinter sich zu vernehmen. Aber keine Schmähung tönte ihm nach.

Und er kam in seine Schlucht, in seine Martertelle zurück; sonderbar erschien es ihm, daß jener wunderbare Kranz, der aus den Höhen auf ihn niedergefallen, und der, als er die Schlucht verließ, bereits welk und farblos geworden, nun wieder grünte und neue Blüten trieb; und wie er in den Muschelspiegel blickte, schienen die dunkeln Schatten von seiner Stirn und der schielende Blick aus seinen Augen verschwunden zu sein.

Das Alles that ihm wohl; aber dennoch hatte er keine Rast und Ruhe, er umwand seine Wunden mit etlichen kühlenden Blättern und klimmte sodann, trotz seiner Ermattung und Erschöpfung, wieder zu dem gefährlichen Fels empor.

Aber auch jetzt erschienen ihm nicht diejenigen, welche er dort zu erblicken hoffte. Dennoch harrte er dort geduldig so manchen Tag, so manche Nacht. Der Fels war ihm lieb geworden; er grub dort in das harte Gestein eine Höhle, die man jetzt das Mönchsloch nennt, so wie der Fels der Mönchsstein heißt. Die Tage wurden kürzer, die Nächte

dunkelten länger, wohl zogen die Wolken ihre Bahnen, aber nicht das liebliche Kind, nicht die hehre Königin thronte in denselben, es blieb über ihm so einsam, wie um ihn.

Manchmal stieg er wohl von seinen Felshöhen in das Thal nieder und nahte sich verstohlen den Wohnungen der Hirten; da harrte an einer einsamen Stelle des freundlichen Elbufers seiner der gerettete Knabe, und jauchzte ihm fröhlich entgegen und schmiegte sich in seine Arme und an sein Herz. O wie that dem Verarmten diese Liebe so wohl, und wie liebte er den holden Knaben wiederum um dessen Liebe willen.

Auch die Mutter trat zuweilen hinzu; sie gewann den Retter ihres Kindes lieb und dankte ihm jetzt erst für seine That, und ordnete sorglich seine Kleidung und strich ihm das verwilderte Haar aus der Stirne und sprach einst sogar: „Die Nachbaren thun dir Unrecht, daß sie dich häßlich nennen; du bist nicht schön, aber auch nicht mißgestaltet, dein Auge blickt so freundlich und so gut auf uns nieder.“

Norlis erschrak, als die Frau zum ersten Mal so sprach; wußte er doch selbst, daß gerade sein finstres Auge so abschreckend war. Die Frau sah mit den Blicken des liebenden Vorurtheils und ihre und

des Kindes Neigung war der erste Lichtstrahl, der die Lebensnacht des armen Verwaisten erhellte. Dennoch genügte ihm diese Liebe nicht, dennoch sehnte er sich nach einem Andern, nach der Rückkehr der freundlichen Erscheinung aus den Wolkenhöhen.

Die Lüfte wurden kälter; rauhe Winde stürmten durch die Felsgebirge. Da sprach die Mutter des Geretteten, als Norlis wieder zurückkehren wollte in die Felsschlucht: „Bald wird der strenge Winter einbrechen, die Pfade und Wege versperren, die Felsgipfel umeisen, daß kein Fuß der Wanderer sie zu betreten vermag. Du bist dann abgeschieden von aller Menschenhülfe und mußt erstarren in deiner Einöde, darum bleibe nunmehr hier; ich und mein Mann wollen dich aufnehmen in unsre Hütte und keiner der Hirten wird dir eine Unbill zufügen, denn du bist ja gut und mild geworden.

Norlis schüttelte das Haupt; ein anderes Sehnen, dem er nicht widerstehen konnte, trieb ihn zu der Felskuppe zurück.

Er schied von der Frau und dem Knaben.

In dieser Nacht wurde das Sehnen und Bangen des Verwaisten stärker als jemals; er fühlte schmerzlicher denn sonst sein furchtbares Alleinsein. Mit thränenüberfüllten Augen hob er die Arme zu

der dunkelnden Nacht empor und flehte: „O nur noch einmal erscheine mir wieder, damit mein Leben nicht abermals erstarre und ich nicht hoffnungslos verzweifeln muß.“

Es war ihm, als würde seine Bitte, sein Gebet erfüllt werden, auch leuchtete durch die dunkle Sturmnacht plötzlich ein heller Stern auf; da schlug sein Herz vor freudiger Wonne, aber die Hoffnung täuschte ihn, es blieb öde und stumm um ihn, wie er auch harrte bis zum Morgenanbruch.

Nun begann Glaube und Hoffnung wieder in ihm zu wanken; er drückte die wogende Brust gegen das kalte Gestein und schloß die Augen, um die Thränen zurück zu pressen. Da war es ihm, als ob eine weiche Hand seine Stirn berühre; er öffnete das Auge, vor ihm stand die hohe Wundergestalt mit der Sternkrone im Haare. Sie blickte auf den Trauernden mit ernster Milde nieder und wies mit dem Palmenzweige, den sie in ihrer Rechten hielt, nach jener Stätte hin, wo er gewöhnlich den geretteten Knaben antraf; dann schwebte sie dem Morgenroth entgegen und wie dieses verglomm, entschwand auch die Erscheinung.

Dies Alles ging so schnell an Norlis vorüber, daß er fast glaubte, das Sehnen des eignen Herzens

habe ihn in einem wachen Traume getäuscht; doch stieg er sogleich in das Thal nieder. Aber der Morgen war kalt und rauh, Nebel brodelten um ihn, und die Zweige und die vergelbten Blätter waren vom kalten Thau benetzt. Der Knabe war nicht zur Stelle, er scheute wohl das tosende Unwetter und schlief wohl noch ruhig.

Die Berggewässer hatten die Elbe angeschwellt; in graugelben Massen stürmten die Wogen auf und nieder, und schleuderten einen Kahn ohne Führer daher; weiterhin tauchte etwas Weißes aus dem Wasser empor und verschwand alsogleich wieder und zeigte sich dann abermals an einer andern Stelle des Flusses. Der Nebel ließ nichts genau erkennen; doch war es dem Verwaisten, als ob matt ersterbender Hülferuf durch das Getöse der Wellen zu ihm dringe.

In demselben Augenblicke stürzte er sich auch in das kalte Wogengrab und schwamm mit kräftigen Armen dem Gegenstande entgegen, der jetzt wieder aus den Fluthen auftauchte. Es gelang ihm die Gestalt zu erfassen, es gelang ihm, mit ihr das Ufer zu erreichen. Jetzt erst, nachdem er der Gefahr entronnen, senkte sein Auge sich auf die Ohnmächtige nieder, o welch' ein Himmel ging seinem Leben, sei-

nem Herzen auf. Jene wunderbare Erscheinung aus den Wolkenhöhen hielt er in seinen Armen, und dennoch war sie es wieder nicht, denn die Ohnmächtige war jungfräulicher, menschlicher und ihm deshalb um so theurer; zwar lag sie bleich und todtähnlich in seinen Armen, aber er hoffte mit Vertrauen, daß sie erwachen würde. Die Liebe, in welcher Gestalt sie auch erscheint, heiligt und erhebt jedes Menschen Herz, und der Ewiggefallene ist darum auch zugleich der Ewigböse, weil er nicht lieben kann.

Und wie nun ein leiser Hauch ihren Lippen entbebte, die bleiche Wange eine schwache Lebensröthe färbte und sie die Augen aufschlug, fragte er leise und schüchtern: „Wer bist du?"

Die Jungfrau wandte sich schamhaft und schüchtern aus seinen Armen und erwiderte furchtsam: „Ich bin die Tochter eines armen Fischers; früher litten wir wohl nicht Mangel und Dürftigkeit, aber als die unbekannten Fremdlinge in unser Land einbrachen, nahmen sie uns unsre ganze Habe und wir verarmten; doch war unser Fischfang gesegnet; wir Alle arbeiteten mit frohem Muthe und hofften mit Zuversicht auf bessere Tage. Aber da warf die Brut des Teufels in einer Nacht Feuer in unsre

Hütte; die Flamme fraß pfeilschnell an Dach und Pfosten; meine Eltern suchten nur ihren ergreisten Großvater zu retten; sie trugen ihn, den der Schreck gelähmt hatte, durch die Feuergluthen, und so verloren wir das Letzte. Seit dieser Zeit ist das Elend bei uns eingekehrt und erwuchs immer mächtiger. Mein Vater arbeitete gestern bis tief in die Nacht hinein an der Hütte, um das Dach wieder herzustellen, das der Sturmwind davon getragen hatte. Meine Mutter war weit hinaus in Wald und Feld gewandert, um Wurzeln zu suchen. Als die Eltern ohne Labung die Hütte wieder betraten, band ich den Kahn vom Ufer los, um die Nacht zu fischen. Aber auch mir war das Glück ungünstig; Netze und Angel blieben leer; dagegen toseten Wind und Wellen immer wilder. Ich fühlte mich beängstigt wie noch niemals, und so mag es wohl geschehen sein, daß ich das Ruder verlor. Die Wogen trieben mich hin- und her; jeder Augenblick bedrohte mich mit dem Tode und so litt ich seine Qual tausendfach, bis der Morgen anbrach. Da sah ich durch das Nebelgrauen des Tages das Ufer nicht allzu fern von mir; ich glaubte, ein kühner Sprung würde mich an's Land bringen. Die Hoffnung trog; ich stürzte in's Wasser und die Wellen zogen ihr Opfer

alsogleich in die Tiefe. Ich weiß nur noch, daß ein heißer Schmerz in allen meinen Adern aufglühte und es mir war, als laste ein Fels auf meinem Haupte; dann endete Leid und Schmerz in mir und ich erwachte erst, als deine Thränen auf mein Antlitz fielen.“

Die Jungfrau kniete bei den letzten Worten vor dem Jüngling nieder und flüsterte, indem sie ihre Lippen auf seine Hand drückte: „Ich fühle wohl an dem heißen Dankgefühle, das mich zu dir zieht, daß du mir das Leben gerettet und meinen Eltern ihr Kind erhalten hast. Möge es dir dafür immer wohl gehen und die Freude nie aus deinem Herzen weichen.“

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt; die Dankbare wußte nicht, mit welchem schrecklichen Namen sie ihren Retter belastet, welche furchtbare Anklage sie gegen ihn gethan und welch' einen furchtbaren Stachel sie in seine Brust gedrückt hatte.

Ueber ihn selbst kam nun das lichte Erkennen seiner frühern Unthaten, und die tiefste Reue ergriff ihn. Doch indem er so gerichtet vor der Schuldlosen stand, nahten mehrere Hirten und auch die Eltern der Geretteten. Ihnen war er nicht unbekannt; durch sie genannt mußte auch die Gerettete

ihn kennen und hassen lernen. Da hatte er nicht den Muth, zu bleiben, er schlug die Hände vor das Antlitz und floh in scheuer Eile von dannen.

Seit dieser Zeit wurde der geschmähte Fremdling nicht wieder in der Nähe der Hirtensiedelung gesehen.

Als aber am andern Abend der Fischer ans Ufer trat, um nach seinem geborgenen Kahne zu schauen, fand er diesen wiederum nicht zur Stelle. Wie er auch in dem Schatten der beginnenden Nacht umher spähte, er konnte ihn nirgends erblicken. Traurig kehrte er in seine Hütte zurück und klagte: „Der Sturm hat uns den Kahn abermals davon getragen und uns so das letzte Mittel unserer Erhaltung geraubt.“

Mutter und Tochter erbleichten; aber der Hundertjährige, das Oberhaupt des Stammes, erhob sich von seinem Lager und sprach: „Was sprichst du da? der Sturm hatte schon am Morgen ausgetobt. Ich saß den ganzen Tag bis zum sinkenden Abend am Ufer: die Sonne schien, die Wellen waren geebnet und nur leise hauchte der Wind über Gräberhalme dahin. Auch lag der Kahn auf sandigem Ufers Rand und das Seil war wohl geschürzt um den Baumstamm. So nun der Kahn

nicht mehr sich zur Stelle befindet, hat ihn eine verruchte Hand geraubt. Solcher bösen That ist aber Niemand anders als die Brut des Teufels fähig.

Die Frau des Fischers erwiderte leise: „Er soll sich gebessert haben. Unsere Nachbarin, der er das verirrte Kind aus drohender Todesgefahr gerettet, erzählt recht viel Gutes von ihm.“

„Laßt euch nicht thören durch seinen Heuchelschein,“ erwiderte der Greis, „der da läßt nicht ab von dem Bösen! Es ist ihm angeboren, mag er enden und sterben nach seinen Thaten.“

Die Frau verstummte und wagte dem Großvater nicht ferner zu widersprechen, denn hochgeehrt war das Alter in jenen Tagen.

Als aber der Morgen tagte und die Verarmten nochmals mit bangem Zagen zum Ufer wanderten, siehe! da lag der Kahn ruhig und gesichert auf dem Strandsande; neben ihm die Netze vollgefüllt mit den herrlichsten Fischen. Freudetrunken, ihren Augen nicht trauend standen anfangs die Beglückten da. Ach, diese reiche Spende sicherte sie gegen den drohenden Mangel für den langen Herbst, fast für den nahenden Winter.

Endlich, nachdem sie sich überzeugt, daß kein

freundlicher Wahn sie täuschte, begannen sie mit geschäftiger Eile ihren Reichthum heim zu tragen, um ihn zu ordnen, zu reinigen, zu dörren und zu räuchern. Selbst der ergreiste Stammvater nahm an dieser Arbeit Theil und pries und belobte die Güte der seltnen Fische.

Nur die Jungfrau war nicht mit heimgekehrt, nur sie theilte die frohe Erregung nicht; sie stand lässig und müßig am Ufers Rand und blickte weit, weit dem Laufe der Elbe nach, und als sie dort nichts gewahrte, hob sie das Auge zu den Höhen hinauf und von dort fiel ihr Blick wiederum in das Thal nieder. Es war als vermisse sie Etwas, aber sie gab diesem Sehnen keine Worte. Sie freute sich wohl des Glückes ihrer Eltern, aber sie konnte nicht lächeln und in ihr Auge traten Thränen, die allein nur ihr Leid und ihre Seligkeit verriethen.

Jeder Morgen brachte von nun an den Fischern neuen Segen dar. In einer Nacht war ihr Gärtchen und ihr Feld mit der Herbstfrucht besäet; in einer andern fanden sie in ihrem Gehege einen reichen Holzvorrath für den Winter aufgehäuft. Dann war wieder der Kahn mit der Beute der Gewässer angefüllt; ein anderes Mal lag ein stattliches Reh vor ihrer Thüre; einmal sogar ein wilder Eber, an

dessen blutigen Fängen man noch gewahren konnte, wie theuer er dem Sieger sein Leben verkauft hatte.

Bis zum Tode erbleichte die Jungfrau bei diesem Anblick und stürzte, um ihren Schreck und ihre Angst zu verbergen, in ihr einsames Kämmerlein. Dort fand sie eine seltne Blume von lichter Himmelsfarbe, wie sie in der Näh und in der Ferne nicht mehr blühte, denn verödet lagen bereits Wald und Flur; da lächelte sie wieder unter Thränen und drückte die unbekannte Wunderblume an ihr klopfendes Herz.

Die so Begabten konnten ihr Glück nicht fassen; sie wähnten, der Hausgeist bringe ihnen dieses Heil, und deswegen kehrten sie jeden Abend die warme Asche ihm zum Sitze sorgsam zusammen und stellten Milch und Hirse daneben.

Hell schien der Mond in der stillen Nacht, da hob sich die Jungfrau leise von ihrem Lager, auf dem sie bekleidet gelegen, und schlich, vorsichtig jedes Geräusch meidend, der Thüre zu. Einen Augenblick zögerte sie angstbeklommen, dann öffnete sie dieselbe und huschte hinaus. Sie lauschte spähend, aber nichts regte sich, alle lebende Wesen waren zur Ruhe gegangen und schliefen im Frieden. Sie aber wich dennoch nicht, obgleich die kühle Nacht sie fie-

bernd durchschauerte. Da endlich nach langem Harren war es ihr, als tauche in der Ferne ein Schatten auf. Sie drückte die Hand an das beängstigte Herz und barg sich tiefer unter dem Vordach des Hauses. Da war es näher gekommen und sie vermochte bereits die vom Mondeslicht umleuchtete Gestalt zu erkennen. Die Ahnung hatte sie nicht betrogen, er war es, ihr Retter! Als er seine Spende niedergelegt, wollte sie ihn bereits anrufen und ihm entgegen eilen, aber sie verstummte unwillkührlich und der aufgehobene Fuß sank wieder zurück. Der Wohlthäter war jetzt ihrem Kämmerlein nahe; er sank vor demselben nieder und das Haupt zur Erde niedergebeugt, lag er da, als habe ihn ein unendlicher Schmerz niedergeworfen. Da vermochte auch die Jungfrau sich nicht zu regen, da war auch ihr, als müsse sie niederstürzen von tiefem Herzensleide, und sie mußte sich anklammern an die Pfosten des Hauses, um nicht zu sinken. Jetzt war der Jüngling bereits auf dem Rückwege; mit Windeseile stürzte ihm die Jungfrau nach, faßte sein Gewand und rief: „Halt ein! ich lasse dich nicht, du Gütiger und du Grausamer!“ — Der Angerufene hatte sich gewandt, keiner Sprache, keines Wortes mächtig, stand er wie ein Verbrecher vor der Jungfrau;

sie aber fuhr mit weichen Tönen fort: „Grausamer, was hab' ich gethan, was hab' ich verschuldet, daß du mir so lange fern geblieben. Ach, es hat dir nichts geholfen, daß du mich geflohen! Ich habe dich gesehen zu jeder Stunde; immerdar standest du vor mir, immerdar gedachte ich deiner. Sage mir, du Seltsamer, warum du uns fliehest, und uns doch mit Wohlthaten belastest? O komme mit mir, daß ich den Eltern sagen darf: Dieser, der mir das Leben rettete, ist zugleich derjenige, der uns vor Elend und Mangel schützt. O tritt in unsre Hütte, daß meine Eltern dich kennen lernen und dich segnen." Der Jungfrau Worte thaten dem Verwaisten unendlich wohl; aber die letzte Forderung entsetzte ihn und schleuderte ihn aus seinem glücklichen Traume wieder empor. „Nimmermehr," rief er angstvoll, „nimmer," wiederholte er lauter und wilder, „betret' ich die Schwelle deines Hauses."

„Und warum nicht," fragte die Jungfrau gekränkt, „sind wir gleich arm, sind wir doch gut und rechtlich; kein Nachbar kann Böses von uns sprechen."

„Eben darum," rief Norlis, „darf ich mich euch nicht nahen."

„Ich versteh' dich nicht," klagte die Jungfrau.

„O wohl mir und dir," entgegnete der Jüngling, „daß du nicht fassen kannst den Sinn meiner Worte, daß deine Seele ihn nicht einmal zu ahnen vermag."

„O," bat die Jungfrau, „laß die unheiltönenden Worte, die mich beängstigen, ohne daß ich sie begreifen kann; folge mir in die Hütte zu meinen Eltern. Es ist die erste Bitte, die ich an dich wage, wirst du sie mir versagen?"

„Ich muß, ich muß," tönte es dumpf aus des Jünglings Innern, „wenn ich vor deine Eltern trete, werden sie mich erkennen und du wirst mich hassen lernen."

„Nie, nie," betheuerte die Jungfrau, indem sie die Hand wie zum Schwure erhob.

„Uebe keinen Meineid;" fiel der Jüngling ein.

„Wer bist du?" fragte die Jungfrau bangend.

„Ich bin," begann Norlis sein Schauerbekenntniß mit gebrochenen Lauten, „ich bin derjenige, den ihr zu verabscheuen ein heiliges Recht habt, ich bin derjenige, der die Ursache eurer Noth und eures Elendes ist; bin derjenige, der Feuer in eure Hütte warf, bin derjenige, den du selbst die Brut des Teufels nanntest."

Die Jungfrau stand bis zum Tode erbleicht, kei-

nes Wortes mächtig; nur in ihrem Auge, das fest auf dem Jüngling ruhte, leuchtete noch dasselbe Gefühl als vorher. „Du bist es dennoch nicht," flüsterte sie endlich leise, „als du das Böse übtest, warst du ein unreifer Knabe, dem das Erkennen seiner Thaten fehlte. Du hast gebüßt, durch Wohlthaten deine Fehle getilgt, und somit will ich dem Retter meines Lebens dankbar sein, ohne der Vergangenheit zu gedenken, und ihn lieben, so lange dieses Herz schlägt."

Die Jungfrau war vor dem Jüngling niedergekniet und drückte ihr Antlitz in seine Hände, als habe sie eine Schuld abzubüßen, als habe sie sich einer Sünde anzuklagen.

Nur die Liebe kennt auf Erden solche Vergebung; nur die Liebe allein vermag dem Gefallenen zu verzeihen, und wenn sie richtet, haben wir keine Schaffotte, keine Mordurtheile und keine mit Blut geschriebenen Gesetze.

Der Hundertjährige erhob in tiefer Nacht das Haupt von seinem Lager und rief: „Jalgar! Sohn meines Sohnes, schläfst du?" — Der Genannte gab keine Antwort und lauter rief nun der Greis: „Jalgar! Jalgar! erwache."

Jetzt fuhr der Fischer aus dem festen Schlafe

empor und fragte: „Was verlangst du, Groß=vater?“

„Es schleicht Jemand durch den Flur,“ rief der Greis.

„Es wird der wohlthätige Hausgeist sein,“ ent=gegnete der Fischer, „laß uns ihn ja nicht stören in seinem Thun.“

„Thörichter!“ rief der Stammherr, „die Kör=perlosen schweben ungehört dahin; ich aber vernahm schleichende Tritte.“

„Es wird vielleicht der Wind gewesen sein, der dich täuschte,“ wandte der Großsohn ein.

„Draußen ist es ruhig,“ rief der Alte, „und mein Ohr täuscht mich nicht. Meinen Nächten flieht der Schlaf und so hab' ich dasselbe Regen, dasselbe Schleichen schon dreimal nach einander vernommen. Ich kenne diesen leichten flüchtigen Tritt und will dir sagen, wem er angehört: deine Tochter verließ so eben die Hütte.“

„Unmöglich, Großvater!“ rief der Fischer, „mein Kind liegt ruhig in seiner Kammer und schläft.“

„Ich sage dir,“ zürnte der Greis, sie ist davon geschlichen durch mehrere Nächte schon. Wecke dein Weib, daß sie erschaue die leere Kammer, und wirf

dürre Reiser auf die Kohlen, daß Licht im Gemach werde."

Der Fischer that wie der Hundertjährige gebot, bald trat die Mutter in das Zimmer und sprach: „Mein Kind schläft nicht in seiner Kammer, es ist vielleicht," setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, „gegangen nach dem Kahne zu schauen."

„Nicht ist dies die Zeit und Stunde dazu," rief der Greis, „die Schande ist eingebrochen in unsre Hütte, wie einst die Armuth. Nehmt Leuchtspähne und Waffen zur Hand, wir wollen sie aufsuchen."

Die Mutter zitterte, aber sie hatte nicht den Muth, sich dem Willen des strengen Greises zu widersetzen.

So traten sie aus ihrer Hütte; die leuchtenden Kiehnstäbe schreckten zwei Liebenden aus ihrem glücklichen Kosen. Erschreckt und erbleicht standen Alle einander gegenüber. Nur der strenge Greis trat dem Jüngling näher, und sein Grimm steigerte sich, als er dessen Züge erkannte. „Jalgar," rief er, „nimm deinen Steinhammer und schlage den Buben nieder; es ist, wie ich ahnete, die Brut des Teufels, die wieder in unser Eigenthum eingebrochen ist."

Der Fischer trat einen Schritt vor, er hob den

Hammer und es schien, als wolle er dem Willen des Großvaters gehorchen; da warf sich die Tochter der furchtbaren Waffe des Vaters entgegen und rief in Todesangst: „Erbarme dich, übe nicht solche schwere Schuld! du mordest denjenigen, der mir das Leben gerettet und euch der Wohlthaten so viele erwiesen. Er ist es, der eure Netze füllte, der, um euch vor Mangel zu schützen, mit dem wilden Eber kämpfte.“

Erstaunt standen Alle; der Vater ließ die schwere Steinwehr sinken, und die Mutter trat dem Fremden näher, als wolle sie ihm danken. Aber der Haß des Hundertjährigen war nicht besiegt, er flammte nur noch wilder auf, er hob die brennenden Leuchten gegen Norlis Angesicht und schrie: „Was spricht das Mädchen für thörichte Worte! schaut her, wer ist es? wer kennt nicht dieses Angesicht, wer hat von dieser Brut des Teufels nicht eine Unbill erduldet. Ist er es nicht, der Feuer in unsre Hütte warf? in jene Hütte, in der ich geboren wurde und in der meine Väter entschliefen. Fluch ihm, daß ich nun am Ende meiner Tage in einem neuen Gebäude weilen muß, in dem mir nicht heimlich und nicht heimisch ist. So er uns Gutes gethan, ist es nur geschehen, um damit zu verlocken und zu

umgarnen. Solches ist ihm gelungen, denn er hat euer Kind verführt und Schmach und Schande über meinen Namen und mein weißes Haar gebracht."

Da röthete sich der Jungfrau Wange; sie hatte bis jetzt zitternd bei dem wilden Zornausbruche des Greises neben dem bedrohten Jüngling gestanden, jetzt trat sie furchtlos vor den tobenden Alten und rief: „Es ist nicht wahr, was du gesprochen. Ich bin keine Gefallene; um meine Unschuld zu beweisen, will ich über das heilige Feuer wandeln, wenn es verlangt wird. Wohl liebt' ich den Retter meines Lebens, wie er mich, aber unsre Liebe war sündenlos und ohne Schmach."

Die Mutter faßte der Tochter Hand und sprach: „Ich glaube dir, mein Kind, und will wie du, wenn es sein muß, für deine Seelenreinheit die Feuerprobe bestehen."

„Mutter," entgegnete die Tochter, „meine ganze Schuld ist, daß ich meine Liebe barg, weil ich euren Zorn fürchtete. Jetzt, da Alles enthüllt, entscheidet über unser Loos. Norlis heischt mich zu seinem Weibe."

„Er hat dir das Leben gerettet," sprach mit weichen Sühnungslauten die Mutter.

„Er hat uns vor Mangel und Noth geschützt,“ fiel der Vater ein.

„Nimmermehr,“ schrie dazwischen der Hundertjährige, „nimmer soll er dich heimführen, so lange meine Augen offen stehen und ich noch athme.“

„Großvater!“ rief der Fischer. „Es ist mein Kind,“ sprach die Mutter.

„Schweigt,“ herrschte der Greis, „wer hat hier zu entscheiden? wer zählt der Jahre mehr als ich, daß er mir widersprechen dürfte. Ist es so weit gekommen, daß die Rede des Bejahrten nicht mehr geachtet wird?“

„Du bist unser Oberhaupt,“ flehte die Jungfrau, „und wir gehorchen dir. Doch hast du mich immer geliebt, und oft gesprochen: ich wäre deines Alters Freude, warum willst du mich nun unglücklich machen?“

„O sei milde,“ flehte der Fischer und sein Weib.

„Sinnverwirrte,“ zürnte der Greis, „der Bube hat euch alle mit bösem Zauber bethört, mich soll er nicht wirren, und so er nicht wandeln kann den Haß in meiner Brust, so ich ihn nicht selbst einführe über die Schwelle unsrer Hütte, geb' ich meine Einwilligung zu dem Bunde nicht.“

„So werd' ich sein Weib ohne deinen Segen,“ rief die Jungfrau rasch.

„Unglückselige, was sprichst du?“ rief der Fischer entsetzt. Und auch die Mutter zürnte: „Kind! zu welchen sündigen Worten verleitete dich deine Leidenschaft.“

„Jalgar,“ rief der Greis in der höchsten Glut des Zornes, „sage deinem entarteten Kinde, daß du ihm fluchen mußt, wenn es das Alter nicht ehrt.“

Bis jetzt hatte Norlis geschwiegen und jede Schmach und jede Erniedrigung über sich ergehen lassen; jetzt trat er zu der Geliebten und sprach: „Ich werde dich ewig lieben, unwandelbar und treu. Deine Eide sind aber gelöst in diesem Augenblick, sei gehorsam dem Willen deiner Eltern, beglücke einen andern mit deiner Liebe und vergiß mich Unglückseligen,“ und zu dem Greise gewandt, sprach er ohne Groll: „Friede über dein weißes Haupt, möge deine Sterbestunde leicht sein.“

Er ging.

Die Glutspähne erloschen: die Nacht lag wieder finster umher, so finster wie die Herzen der Menschen.

Der Alte genoß fortan nichts mehr von dem, was Norlis den Fischern dargebracht hatte. „Ich

will keine Bettlergabe von dem Buben empfangen,“ rief er, „ich will ihm nicht dankbar sein.“ — So wanderte der Unbeugsame in Wald und Gebirg, sammelte sich Wurzeln und Schneebeeren und nährte sich von denselben.

Eines Morgens aber, da er wieder so einsam umher wanderte, stürzte aus der Schlucht ein Wolf hervor. In den Tagen der frühen Jugend hatte er wohl dem grimmen Raubthiere gestanden; aber jetzt hatte das Alter seine Kraft gebrochen, und seine schwache Wehr war nur sein Stab. Schon hatte das Thier ihn niedergerissen und hauchte ihn an mit seinem glühenden Odem, als Norlis aus einer nahen Schlucht hervor stürzte.

Ach der mannhafte Knabe war waffenlos! aber mit schneller Entschlossenheit warf er sich selbst auf das Thier, faßte es bei dem Genick und suchte es zu würgen. Das Thier ließ den Alten, wandte sich gegen den neuen Feind, schlug seine Zähne in dessen Arme, daß das Pelzwerk riß und das helle Blut niederfloß. Wohl preßte der heiße Schmerz Norlis Zähne fest zusammen und sträubte sein Haar hoch empor, aber er ließ dennoch nicht das Thier, faßte es noch mit der andern Hand und stürzte mit ihm zu Boden. Blut deckte die beiden Kämpfer;

das Thier heulte in erstickenden Lauten, keuchte aus der athemlosen Brust. In einen Knäuel zusammengeballt, blieb es ungewiß, als sie beide regungslos dalagen, wer Sieger geblieben, wer überwunden worden, bis sich endlich matt und erschöpft Norlis von dem getödteten Thiere loswand.

Starr, ohne Bewegung hatte der Greis, auf seinen Stab gestützt, den Kampf mit angeschaut; auch jetzt noch blickte er regungslos auf Norlis und das getödtete Thier nieder. „Warum ließest du mich nicht enden unter dem Zahn des Thieres. Ich allein stehe ja nur deinem Glück im Wege.“

Entsetzt entgegnete der Jüngling: „Nimmer konnt ich mein Glück mit deinem Tode erkaufen.“

Der Alte schaute abermals spähend in das Antlitz des Jünglings, als wolle er lesen in seines Herzens Tiefe. Doch blieben seine Züge kalt und hart, und kein Dank kam über seine Lippe, nur murmelte er: „Das Thier möcht' ich haben; sein Fell würde mir wohl thun in den kalten Wintertagen.“

„Nimm es,“ sprach Norlis, „es ist dein Eigenthum.“

Verdrossen entgegnete der Greis: „Siehst du nicht, daß ich alt und kraftlos bin, und nicht mehr

vermag ein solches Thier zu tragen. Hebe es auf deine Schulter und trage es mir heim."

Norlis, obgleich seine Rechte blutete und kraftlos nieder hing, that dennoch, wie der Greis es heischte.

Als beide in die Hütte traten, schrieen Alle entsetzt auf, denn der Anblick des Greises und des Knaben ließ Böses ahnen. Des Greises Gewand war zerrissen und er wankte am Stabe. Norlis dagegen war mit Blut bedeckt, sein Antlitz bleich und über seine Schulter schaute das Haupt des Raubthieres, dessen Auge noch drohend glühte und dessen Zähne noch blutbefleckt blinkten.

Der Hundertjährige trat aber zu seinen Nachkommen und sprach: „Ihr behauptet Alle, jener dort habe seinen Sinn geändert und sei ein anderer Mensch geworden. Wohl mögt ihr Recht haben, denn auch mir selbst ist solches geschehen. Mein Haß hat sich gewandelt; ich selbst habe ihn geführt über die Schwelle meines Hauses, und somit sei er der Deine. Mir wie dir hat er das Leben gerettet."

Diese Worte schufen der Glücklichen so viele; alle drängten sich um Norlis und sagten ihm den freundlichsten Dank. Ach, er war jetzt so überreich

an Liebe, daß seine Lippe keine Worte, nur ein seliges Lächeln, sein Auge nur Thränen hatte.

Am folgenden Tage stiegen die beiden Glücklichen zu der Höhe hinauf. Norlis wollte der Geliebten die Stätte zeigen, wo er im Wolkenschimmer zuerst ihr Bild erschaut hatte. Da gewahrten sie einen Pfad, den Norlis sonderbarer Weise nie früher bemerkt hatte. Er führte minder steil und minder gefahrvoll zu dem Felsgipfel empor. Als sie den Blick zu der Höhe empor schlugen, gewahrten sie auf dem Gipfel ein stolzes Gebäu mit Zinnen, festen Thoren und stattlichen Thürmen. Ueber die Martertelle wölbte sich eine feste Brücke zu dieser Burg hinan. Sie konnten jeden Stein, jede Oeffnung, jede Zier an dem Gebäude deutlich erkennen, und dennoch, als sie näher kamen, entschwand Alles wieder wie Lufthauch, aber auf dem Berggipfel saß auf goldenem Strahlenthrone eine herrliche Frau, sie schwebte zu den Staunenden nieder, hielt in der einen Hand jenen wunderbaren Kranz, den einst Norlis empfangen, in der andern die spiegelnde Muschel. Sie drückte den Blütenkranz auf die Schläfe der Braut, hielt dem Jüngling die Muschel entgegen und sprach: „Oft ist das Antlitz des Erdgeborenen nur der Spiegel seiner Seele; du warst

einst häßlich, da du böse warst, du bist es nicht mehr, da du gut geworden.“ Und sie wies zu der Stätte, wo noch ihr Thron glänzte und sprach: „Dort sollt ihr wohnen und leben in meiner Nähe, und ich will euch und eure Nachkommen schützen und lieben, so lange ihr dessen werth bleibt.“ Wie sie dies gesprochen, erhob sie sich zu den Wolkenhöhen und entschwand im Blau des Aethers.

Und wie die Liebenden der Erscheiuung noch lange nachblickten, flüsterte Norlis: „Ich weiß nicht, warum die Wunderbare mich werth und lieb gewonnen, aber mir ist es, als hätte ich meine Mutter gehört.“

Der Thron, auf welchem die Fee gesessen, entschwand nicht, als die Brautleute die Höhe erreichten. Es war nur ein Steinwürfel, aber er war überdeckt mit Gold und Edelgestein. Von diesem Schatze erbaute Norlis eine Burg, deren Trümmer man noch gewahrt. Das Wappen seiner Nachkommen war eine Muschel mit einem Kranze umwunden. Nachdem die Burg bereits wieder in Trümmer verfiel, soll man noch im Mondenlicht die Fee auf der Höhe erblickt haben.

einst häßlich, da du böse warst, du bist es nicht mehr, da du gut geworden." Und sie wies zu der Stätte, wo noch ihr Thron glänzte und sprach: „Dort sollt ihr wohnen und leben in meiner Nähe, und ich will euch und eure Nachkommen schützen und lieben, so lange ihr dessen werth bleibt." Wie sie dies gesprochen, erhob sie sich zu den Wolkenhöhen und entschwand im Blau des Aethers.

Und wie die Liebenden der Erscheinung noch lange nachblickten, flüsterte Marlia: „Ich weiß nicht, warum die Wunderbare mich werth und lieb gewonnen, aber mir ist es, als hätte ich meine Mutter gehört."

Der Thron, auf welchem die Fee gesessen, entschwand nicht, als die Brautleute die Höhe erreichten. Es war nur ein Steinwürfel, aber er war überdeckt mit Gold und Perlgestein. Von diesem Schatze erbaute Marlis eine Burg, deren Trümmer man noch gewahrt. Das Wappen seiner Nachkommen war eine Muschel mit einem Kranze umwunden. Nachdem die Burg bereits wieder in Trümmer verfiel, soll man noch im Mondenlicht die Fee auf der Höhe erblickt haben.

Die Heidenburg.

Königsstein.

IV.

Die Heidenburg.

Noch lag eine geistige Nacht auf Erden; die Lehre des Erlösers zählte zwar schon der Jünger mehrere, aber nur in den Hütten der Niedern; die Mächtigen hielten noch fest am alten Glauben, der hart und finster wie ihre Herzen war. Zu dieser Zeit war es, wo der reiche Aika, nachdem er die Taufe als Christ empfangen, um die arme Maja freite, und diese ihm willig und gern den Verlobungsring reichte; war die Braut gleich arm an goldner Zier, an fruchttragenden Feldern und zahllosen Heerden, war sie doch reich an Unschuld, Sitte und Frömmigkeit und zugleich so wunderhold und schön, daß Aika von manchem Jüngling beneidet wurde. Aber eben weil das Glück dem Neubekehrten so gar viel

gewährt hatte, litt es ihn nicht in dem stillen, friedlichen Thale seiner Heimath und er beschloß auszuziehen in die Ferne, um Gefahr und Abentheuer zu erjagen. Der Unstäte that nach seinem Gelüste und achtete nicht der Thränen und Schmerzen der zagenden Braut; so kam er zu dem Bergland der Sorben, zu jenem Felsen, auf dem sich jetzt der Wunderbau der Menschen, der herrliche Königsstein erhebt. Alldort starrte schon damals auf des Felsens Gipfel eine Burg in die wilde, unbebaute Umgegend. Die Sorbenveste war so hoch und groß, so stark zusammengefügt von riesigen Baumstämmen, und stand an der Morgenseite so nah an dem jähen Abgrunde, daß es fast unmöglich schien, dieses Werk sei von Menschenhänden errichtet, sondern daß die Sage Glauben fand, der Teufel habe sie dem Urahn des Besitzers erbaut, unter der Bedingung, daß der tiefe, unabsehbare Abgrund, der dicht unter der Burgmauer, von zackigen Felsen umrandet und von dunkeln Tannen und Fichten umschattet, klaffte, ihm zum Eigenthum verbleibe. Der Abgrund wurde deshalb des Teufels Felsentopf genannt; Niemand siedelte in seiner Nähe, Niemand hatte sein Inneres erforscht, und wenn Jemand wagte,

einen Stein hinab zu werfen, hörte er ihn in der unendlichen Tiefe nicht zu Boden fallen.

Der Sorbenfürst, der die Veste bewohnte, wegelagerte zwar nicht, wie später die christlichen Ritter, auf der Landstraße, er nahm nicht dem Wanderer seine Habe, aber dennoch wurde in der Burg ein Leben geführt, als wären alle ihre Bewohner des Teufels Eigene. Tag und Nacht standen oben die Thore jedem Abentheurer, der mit dem Burgherrn fluchen, schwelgen und zechen wollte, offen, und der Jubel und das tolle Geschwärme endete nimmer. Da konnte denn mancher Leichtsinnige der Versuchung nicht widerstehen, aber wie viele auch einzogen in die Heidenveste, keiner von ihnen kehrte jemals zurück. Gar mancherlei Gerücht ging im Lande von diesem Verschwinden umher; einige behaupteten, die Verschollenen würden in den unterirdischen Kellern zurückgehalten, andere sprachen, das wilde Leben habe ihnen gefallen und so wären sie zu dem Götzenglauben zurückgekehrt, noch andere berichteten: allnächtlich, in der Geisterstunde, verzerre und verfinstre sich das Antlitz des Burgherren und das seiner schönen Tochter so schrecklich und so fratzenhaft, und wirre dergestalt die fremden Gäste, daß der Wahnsinn sie erfasse und

der Schreck sie peitsche, von den Mauern in den Abgrund zu schmettern. Alle diese Reden hatte Aika vernommen, aber er hatte auch gehört von der Schönheit und Herrlichkeit der Tochter des Burgherren, und so zog er in die Veste. Als er eintrat in das Thor, ward er nicht empfangen wie ein einsamer Wandersmann, sondern wie ein Fürst. Diener und Knechte kamen ihm demüthig entgegen, um ihn einzuführen in die Gastgemächer. Freilich wollt' ihn bedünken, daß er diejenigen, die als Niedere und Sklaven mit den bleichen Gesichtern, mit den erloschenen Augen, mit dem gebeugten Nacken vor ihm standen, einst in andern Gestalten gesehen und gekannt hatte; doch der Leichtsinnige nahm sich nicht Zeit über dieses Räthsel nachzudenken, denn ein Ereigniß verdrängte das andre. Er stieg aus dem erfrischenden Bade, zu welchem ihn diese stummen Diener geführt hatten, wurde übergossen mit Wohlgerüchen und duftenden Oelen und sollte nun vor der Tochter erscheinen, denn der Hausherr selbst war mit seinen Genossen auf der Jagd abwesend. Eine Dienerin öffnete ihm die hohe Spitzthüre und ließ ihn eintreten. Viel hatte er von der Schönheit der Heidentochter erwartet, aber dieser Anblick übertraf dennoch das Bild, welches sich seine glühende Ein=

bildungskraft entworfen hatte. Da stand sie vor ihm, das Wunderwerk der Schöpfung; hoch, fast männlich aufgewachsen, mit einem Antlitz, so schön als furchtbar, mit Augen, die, einer Doppelsonne gleichend, auf den Jüngling niederstrahlten, so daß der sonst Verwegene kein Wort fand, um seinen Gruß zu stammeln. Aber sie lächelte dem Blöden entgegen, ließ die Harfe aus dem üppigen, vollen Arm sinken, warf die reichen Locken in den blendenden Nacken zurück und winkte dem Gaste, an ihrer Seite auf dem niedern Polster zu lagern. Noch war die Sonne nicht zum Abend niedergesunken, da plauderten Aika und Hertha wie langjährige Bekannte vertraut mit einander, und der Jüngling konnte nicht begreifen, was ihn bei dem ersten Anblick dieser herrlichen Jungfrau so sehr erschreckt und fast unmännlich ergriffen hatte; sie war heiter, fröhlich, scherzend wie jedes andre Mädchen, nur ungleich schöner als alle, die sein Auge früher gesehen hatte.

Der Vater kehrte von seinem Zuge zurück; er war ein riesiger Kämpfe, ein gewaltiger Zecher, der seinen Meth und seinen Wein aus einem Eimerbecher trank. Nichts Unheimliches gewahrte Aika in der Burg, als daß die Diener so still und

schweigsam waren, und daß über das Antlitz des Burgherrn, wenn er zu viel getrunken, ein sonderbarer Krampf zog, der seine Züge seltsam entstellte. Deshalb betrat Aika nur selten den Trinksaal, er saß lieber zu den Füßen der schönen Hertha, lauschte ihrem Gesange und blickte in die dunkle Flammenglut ihrer Augen; die Schöne lächelte in solchen Stunden freundlich auf ihn nieder, tändelte mit seinen blonden Locken, verflocht sie mit der Fülle ihres schwarzen Rabenhaares, so daß sie dann wie zusammen gefesselt waren, auch scherzte sie wohl über die Röthe seiner vollen Wangen, die durch die Bläße ihres Antlitzes nur noch mehr empor gehoben wurde.

Längst hatte Aika die ferne Braut vergessen, nicht gedachte er ihrer, nur eine ihm unerklärliche Furcht hielt ihn ab, um die Tochter des Sorbenfürsten zu freien; und doch konnt' er nicht lassen von ihr, doch fühlte er sich täglich, ständlich immer mehr zu ihr hingezogen und all sein Sinnen und Denken umfaßte nicht die verlobte Geliebte, nicht Gott, sondern nur Hertha.

Da saß er eines Abends, als des Mondes Scheibe leuchtete, mit ihr auf dem Gemäuer, das einem Altane gleich, sich über den Schauergrund erhob, den man des Teufels Felsentopf nannte. Die Einsam-

keit gab ihm den Muth, endlich das Bekenntniß seiner Leidenschaft auszusprechen. Hertha hörte ihn gütig an; die Hohe zürnte nicht über das Bekenntniß des Unbedeutenden; sie sank in seine Arme und flüsterte: „Gern will ich dein sein mit meiner ganzen Liebe, aber du trägst einen Bindering an dem Finger, der dich einer andern Magd oder Jungfrau verpflichtet hat; der Mann, dem ich meine Liebe weihe, darf nur mir allein gehören." — Der Bethörte rief in seinem Wahnglück: „Ich will nur dir gehören!" und er gedachte nicht der Treue, nicht seiner heiligen Eide mehr, streifte ab von dem Finger den Ring der fernen Braut und warf ihn in den Schauergrund. Da hallte es um ihn gleich einer schmerzlichen Klage, und als er nun in Hertha's Auge blickte, erfaßte ihn dasselbe räthselhafte Grauen, wie bei ihrem ersten Anblick. Doch er achtete dieser schnell vorüber fliehenden Empfindung bei seinem Glücke nicht, und die Geliebte ergriff sofort seine Hand, um ihn dem Vater zuzuführen. Als sie in den Trinksaal traten, saßen die Zecher um den langen eichenen Tisch und waren wohlgemuth und guter Dinge. Da Hertha nun ihrem Vater kündete, wie sie sich mit dem Jüngling verlobt habe, nickte dieser nur mit dem Kopfe und lächelte ge-

während, aber fast höhnisch. Braut und Bräutigam mußten sich nun den Zechern anreihen und ihnen zu Ehren wurde das Trinkgelage toller und wilder, und wie sich auch Becher und Kannen leerten, der Burgherr stampfte nur mit dem Fuße und sogleich trugen die stillen Diener neuen Vorrath herbei. Toller und toller wurde die Lust, nicht mehr wie Fröhliche, wie Wahnsinnige geberdeten sich die Versammelten. Sündige Lieder hallten durch die Nacht, und die schöne Braut erröthete nicht über die unzarten Worte, welche ihr Ohr vernahm, sondern ihre Wange wurde bläßer als gewöhnlich. Auch hörte Aika mit Entsetzen, wie Alle um ihn, selbst seine Braut nicht ausgenommen, noch dem Heidenthum angehörten und wie sie wähnten, auch Aika sei noch dem Götzenglauben zugethan. Der Unglückliche schwieg; er verleugnete seinen Glauben und ließ es geschehen, daß die Berauschten mit kühnen Frevelworten die Heiligkeit des Christenglaubens verlästerten. Mitternacht war nun angebrochen und Aika sah jetzt deutlich, wie sich des Burgherrn Gesicht seltsam verzerrte, aber er wähnte, es sei die Folge des genossenen Weines. Hertha wurde immer bleicher und glich nun einem Leichenbilde; keine Lebensröthe war mehr auf Wange und Lippe,

und nur ihr Auge brannte in Fieberglut; doch auch dies schreckte Aika nicht, es war ja nur die nächtliche Ermüdung, welche so die schöne Braut entstellte. Und erst als die Morgensonne den Felsen röthete und die Raubthiere ihre Schluchten und Verstecke suchten, erhoben sich die Schwelger, und das wüste Gelage hatte ein Ende.

Die Sünde hat eine furchtbare Sprache; die stumme Erde und der kalte Stein haben einen Widerhall, um begangene Unthaten zu verkünden; so erfuhr die verrathene Maja gar bald den Treubruch des Verlobten, und wie er sich eigen ergeben der schönen Buhlin. Ihr ganzes Lebensglück versank, und ihr gebrochenes Herz hatte keine Freude, selbst keine Hoffnung mehr. Sie theilte ihren Schmerz keinem Menschen mit, ihr Mund hatte keine Klage, aber ihr Auge der heißen Thränen viele. Und es kamen zu der Reinen und Schuldlosen andre Jünglinge und boten ihr Herz und Hand. Doch sie erwiderte: „Ich will nicht thun, wie mir gethan worden, und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; auch dem Meineidigen will ich Treue halten.“

Indessen wurden in der Heidenburg Anstalten zur Hochzeit getroffen. Die Felsenkeller waren neu gefüllt mit Meth und Wein; auf dem Burghofe

brannten mächtige Feuer, an welchen man das Wild bratete, und tiefe Höhlen wurden in den Fels gebrochen, um Weitzenkuchen in ihnen zu backen. Aus der Ferne waren Spielleute eingezogen, mit tief gebräunten Gesichtern, bettelhaft in Lumpen gehüllt, aber von einer immer regen Lebenskraft, und wenn ihre Pfeife und ihr Dudelsack erklang, war es den Menschen angethan, und auch der Lässigste mußte sich im Tanze drehen und schwingen. Da nun der Tag des Festes anbrach, begann schon am Morgen das Geschwelge, denn der Hausherr hatte geschworen, daß zur Feier des Ehrentages seiner Tochter alle Meth- und Weinfässer leer getrunken werden sollten. Als nun die Brautleute auf den Teppich traten, waren die Gäste bereits trunken und der Heidenpriester, der den Bund weihen sollte, war angethan wie ein Lotterbube, war behängt mit allerlei Narrentand, mit Schlangenzahn und Wolfsklaue, und während er nach seltsamen Gebräuchen die Hand der Braut in die des Bräutigams legte, ließen die Spielleute ihre Pfeifen hören und zwar auf so seltsame Weise, gleichsam als wenn Frösche im Sumpfe rufen und kleine Hunde sich zornig anbellen; dabei verzerrte der Vater sein Gesicht wieder und schnitt so häßliche Fratzen, daß die Gäste oft hell

auflachten. Dennoch fühlte sich Aika durch diese Entweihung nicht verletzt, denn in dem stattlichsten Prunke, angethan mit Perlen, gleißendem Geschmeide und bunten Edelsteinen stand die Braut in einer Schönheit neben ihm, wie er sie nicht an einem sterblichen Wesen auf Erden erschaut hatte. Als nun der Bund so frevelnd geschlossen war, ging es wieder zum Trunke und zu andern Erlustigungen. Die Buben der Spielleute tanzten auf den Köpfen, die jungen Dirnen verdrehten seltsam ihren Körper, daß sie fast den Kriechthieren des Waldes glichen. Da nun endlich die Nacht anbrach, hatten die Gäste ihr Wort gelöst, denn Fässer und Kannen waren leer getrunken. Aber nicht ein Rausch, nicht Abspannung hatte die Zecher bei diesem Uebermaß des Genusses ergriffen, sondern eine tolle Wuth, und es war dem jetzt aus seinem Liebestaumel erwachenden Aika fast, als weile er nicht mehr unter Menschen, sondern unter den Geistern des Abgrundes. Da krächzte der Todtenvogel Mitternacht; der Burgherr erhob sich und rief: „Fackeln herbei! wir wollen die Brautreihen auf der Burgmauer tanzen!" und wie er so sprach, trat die Verzerrung und der Krampf seines Gesichtes wieder ein, aber so furchtbar, daß

Aika nicht wagte ihn fest anzublicken, sondern die Augen zu Boden schlug. Die Gäste schienen aber solches nicht zu bemerken, denn auch sie glühten in der Fülle des genossenen Weines. Die Diener brachten die Fackeln herbei, und wie die tolle Schaar dieselben im Kreise jubelnd schwang, schienen die Glutfunken belebte Wesen, kleine geflügelte Drachen mit Schlangenschweif, Geierschwingen und fast menschlichen Antlitzen zu sein. Die braunen Fremdlinge begannen ihr Spiel; zuerst fingen sie mit gar frommen Weisen an, plötzlich gingen sie in Schelmenlieder über, von denen sie wiederum in ein schauriges Todtengeleite übersprangen. Der Tanz ringte sich zuerst auf dem Schloßhof; von dort ging es der steilen Mauer zu, auf der jeder Tritt mit Todesgefahr bedroht war. Vielleicht nur in unwillkürlicher Furcht hatte der Bräutigam die Hand der Braut gefaßt, und es war ihm, als sei diese ohne Lebenswärme, kalt wie die eines Grabesbewohners. Jetzt wirbelten sie sich bereits auf schwindelnder Höhe; oben am Himmel jagten die Sturmwolken und schufen bald Licht, bald Finsterniß, unten aus der Tiefe hoben sich Schattennebel, grauen Riesen gleich, die mit Adlerkrallen nach den Tanzenden strebten. Toller, wilder, wahnsinniger, jauchzender

drangen von unten der Spielleute Töne zu den Höhen hinauf. Jetzt waren sie an der Stelle, wo am Fuße des Felsens die Elbe dahin fließt und jenseits der hohe Lilienstein sich erhebt. Aika warf den bebenden Blick hinüber; wie in einem Spiegelbilde erschaute er dort dasselbe Fest, dasselbe Aufleuchten der Fackeln, aber nicht menschliche Gestalten waren es, was sein Auge dort erkannte, es waren die gefallenen und gesunkenen Heidengötter, welche aus ihrer Grabesnacht aufgetancht dort ihreu Umzug hielten. Die Reihen führte der sich ewig wandelnde Sickſa*), der die Menschen in allen Gestalten verhöhnt und sie mit seinen Verzerrungen zum Irrsinn verlockt; und wo die Braut neben ihm wandelte, schritt dort an der Seite eines ihr verfallenen Opfers die bleiche Todesgöttin Mogila. Schaudernd floh sein Blick das Spukgebild und schaute zu der Braut empor. Entsetzen! dort wie hier, und hier wie dort, er wandelte nicht mehr unter Menschen, unter den Spukgötzen der Vergangenheit; über seine Schulter schaute der dreiköpfige Triglaf und höhnte, lachte und weinte ihn mit drei Gesichtern zugleich an, und

*) Sickſa, bei den slavischen Stämmen ein neckender Dämon, der alle Gestalten annehmen konnte.

die blasse Todesgöttin hielt ihn mit ihren kalten Armen umfaßt. Er wollte sich ihr entwinden, wollte schreien, wollte beten, aber er hatte ja seinen Glauben verleugnet und so äffte es ihn auch in seinem Innern; nur wirre Laute, sündige Flüche entwanden sich seiner Brust. Jetzt ging es jenem furchtbaren Abgrunde zu; da wandte sich der Vater, der die Reihen führte, umfaßte seinen Eidam mit Riesenkraft und rief: „Komm, laß uns den Kehraus tanzen!" — Wirbelnd schwangen sich Beide um einander, immer näher der gefährlichen Stelle zu; jetzt schwebten sie über derselben; fester wollte Aika in der Todesangst seinen Tänzer umschließen, aber jetzt war es ihm, als ob er nur einen Körperlosen, nur Dunst und Nebel umfasse; unter seinen Füßen war kein Boden mehr, mit einem gebrochenen Angstrufe stürzte er in die Tiefe. —

Da ward es stille; Burgherr und Gäste fühlten sich ermüdet und taumelten wie betäubte Schlafwanderer zu ihren Lagern; nur die bleiche Braut stand noch allein, lehnte sich über den Schauergrund und starrte lange in die dunkle Tiefe; dann warf sie ihren Schleier über und kehrte auch in ihr Gemach zurück.

Da die Nachricht zu Maja gelangte, wie furcht-

bar Aika geendet hatte, kam erst des Lebens höchster Schmerz über sie. Jetzt hatte ihr Auge keine Thräne mehr, ihr Herz brach nicht über das eigne Leid, sondern über das des Geliebten; sie hatte ihm nun Alles verziehen, und ihr Mitleid wurde eine andere, noch schönere Liebe. Wieder traten die Jünglinge zu ihr und sprachen: „Der Tod hat nun alle Deine Bande gelöst; beglücke einen von uns mit deinem Besitze.“ Sie aber erwiderte: „Der Tod endet keine Liebe, löst keine Treue. Nimmer brech' ich meine Eide.“

Stille war es in der Heidenburg; der Herr und seine Genossen waren wieder ausgezogen zur wilden Jagd. Sie aber, die bleiche Schöne, saß wieder auf dem Altane und sang ihre Zauberlieder, ihre süßen Verlockungen in die Tiefe hinab. Da trat ein blasser, fast krankhaft aussehender Jüngling durch das Burgthor und blickte furchtsam und ängstlich umher. Hertha gewahrte sein und befahl, ihn zu ihr zu führen. Und wieder begann sie das falsche Spiel mit Männerherzen, und wieder übte sie jene Künste, mit denen sie schon so viele umgarnt hatte. Der knabenhafte Jüngling stand bebend vor ihr und sah

mit Furcht, Schreck und Wehmuth zu ihr hinauf. Sie freute sich des Blöden und entfaltete alle ihre Zauber, neigte sich zu dem Wortkargen hinab und lockte ihn sowohl mit Blicken, wie mit Worten, und entließ den Furchtsamen erst dann, als der Abend tief schattete. Da nun der Jüngling in das Zimmer trat, das man ihm angewiesen, blickte er forschend umher, als mangle dem Gemache etwas, und doch war es ausgestattet mit Gold- und Silberzier, mit all' dem, was Ueppigkeit und Wohlleben fordert, und da des Spähenden Blicke nun nicht fanden, was sie suchten, zog er aus seinem Busen das Vermißte, ein Kreuz, hervor, kniete nieder und betete. Es begab sich, daß in dem Augenblicke, wo der Fremde sich inbrünstig zu Gott wandte, einer der stillen Diener, der den Nachttrunk herbei brachte, in das Gemach trat. Als der Knecht den Fremdling so knien und beten sah, schüttelte es ihn wie Fieberfrost, er faßte sich mehrere Mal an die Stirn, als wollte er dort eine Erinnerung hervor rufen, endlich fragte er staunend sich selbst: „Betet denn noch Jemand in dieser unheimlichen Burg, kann hier noch Jemand einen heiligen Namen aussprechen.“ Der Jüngling wandte sich und erblickte ein Antlitz mit eingefallenen, farblosen Wangen, erlo-

schenen Augen, in denen zuweilen ein irres Feuer aufleuchtete, und einer Stirn, jugendlich und doch tief gefurcht. Der Diener fuhr dringend und flehend fort: „Wenn dein Gebet noch rein und lauter ist, so fliehe, fliehe eilig diese Stätte. Alle, die hier einzogen, verfielen der Versuchung und der Strafe. Alle, die hier in Knechtes Gestalt einher wandeln, waren einst Herren, und Allen ist es angethan. Der Eine ist erblindet und sieht nicht das Licht der Sonne, nicht den Halm zu seinen Füßen, ein Anderer hat seine Vergangenheit und sein Gedächtniß verloren, er wandelt blödsinnig umher und kann sich nicht auf seinen eignen Namen besinnen; wiederum Einem ist die Zunge erstarrt, er kann nicht aussprechen, was ihn quält, und ist verstummt gegen jede Schmach, die man ihm anthut; einen Vierten treibt es wohl, das Dienstjoch zu brechen und dem Zwinger entfliehen zu wollen, aber wie er die Schwelle der Pforte übertreten will, schreckt und scheucht es ihn zurück. Alle, alle sind wir so gezeichnet für das, was wir gesündigt haben. Darum fliehe, fliehe, dieweil du noch schuldlos bist und beten kannst.“ —

„Ich kann nicht fliehen,“ flüsterte der Jüngling leise, aber entschlossen, „bevor ich nicht die Gebeine

des Unglücklichen gesammelt habe, der in eurem tiefen Felsengrunde liegt.“

Der Blödsinnige griff noch einmal an die Stirn, als wolle er die geistigen Lichtblicke zurück rufen, und sprach endlich sich besinnend: „Ja, ja, ich erinnere mich des Elenden; ich selbst reichte ihm die Fackel, mit der er seinem harten Grabe entgegen tanzte. Geh, armer Bethörter! nimmer und nimmer können dir dessen Gebeine werden, denn der liegt tief, tief.“

Da stürzte der Jüngling zu des Knechtes Füßen, umklammerte seine Knie und bat: „O, wenn du einst gut gewesen und Liebe empfunden hast, so erbarme dich meiner! — Um der Mutter willen, die dich gebar, um des Vaters, der dich mit liebendem Auge wahrte, um Alle, die dich liebten und die du wieder geliebt hast, erbarme dich mein und gieb mir ein Mittel, seinen Leichnam in geweihte Erde zu senken.“

„Laß die Todten,“ erwiderte der Knecht, „es ist nicht gut, wenn die Lebenden den Gewesenen nahe treten. Was bindet dich an diesen Gerichteten?“

„Ich bin seine Braut!“ war die leise Antwort.

„Seine Braut?“ wiederholte der Knecht, „weißt

du denn nicht, wie er dir weh gethan, wie er den Treubund gebrochen?"

„Nie hat er mir weh gethan," erwiderte die Jungfrau. „Er ist ja todt, und wie könnt' ich des Todten gedenken, ohne ihm zu verzeihen." Wieder umfaßte sie seine Knie und flehte dringender: „Erbarme dich meiner, daß Gott sich einst auch deiner erbarmen möge!" — „Ich weiß kein Mittel," entgegnete der Knecht; „zwar liegt in meiner Kammer ein Seil, aber Niemand wird den Muth haben, in den verwünschten Abgrund nieder zu steigen."

„Ich will es thun!" rief Maja, „ich will den Muth haben, und der ewige Erbarmer wird mir zur Seite stehen, wenn die Bösen mich schrecken wollen."

Es war stille Nacht, als das Seil über dem Abgrund befestigt war und Maja in den Schauergrund hinab sank; bald waren die zarten Hände blutig und zerrissen, aber sie achtete der Schmerzen nicht. Doch jetzt war das Seil zu Ende und noch hatte ihr Fuß keinen Halt gefunden, ihr Blick konnte nicht erspähen, was unter ihr lag und wie fern der Grund noch war. Nur ein kurzer, leiser Angstruf

zu Gott entbebte ihren Lippen, dann ließ sie das Seil los und stürzte in die Tiefe.

Aber ihr Körper schmetterte nicht auf felsiges Gestein, sondern sie fiel unverletzt, unbeschädigt auf weiches Moos nieder. Der ganze Grund war ein zartes Blütenbette, deshalb hörte man auch, wenn man einen Stein hinab warf, ihn nie zu Boden fallen. Maja freute sich der Erhaltung ihres Lebens nur, um eine heilige Pflicht zu üben; als ihr Auge in der dämmernden Umgebung Sehkraft gewann, spähte sie forschend und bangend umher, und sieh! da lag er unfern von ihr, erbleicht, abgezehrt, des Todes furchtbares Ebenbild. Aber wie wurde ihr, welch ein Himmel zog in ihr Herz ein, als sie näher trat. Aika war nicht todt, er schlummerte nur, und ihr bebender Ruf, ihr Weinen weckte ihn aus seinen Träumen. Doch, obgleich er nun erwacht war, obgleich er vor ihr kniete und betend seine Hände zu ihr erhob, glaubte er doch immer noch nicht, daß es die Geliebte war, sondern wähnte, ein Engel sei erschienen. Maja aber, obgleich sie weinte, obgleich sie keines Wortes fähig war, fühlte sich doch so überselig, daß sie sich gar nicht erinnern konnte, jemals unglücklich gewesen zu sein.

Ihn wie Maja hatte der weiche Rasen gerettet; ein kleiner Felsbrunnen, der in der Tiefe rieselte, hatte seinen Durst gestillt, Wurzeln ihn gesättigt. Aber eine andre Qual kam über ihn, die Felsgrotte, in der er sich befand, schien abgeschieden, abgeschlossen von der Welt und ihrem Treiben zu sein. In dieser ewigen Einsamkeit, zu der kein Lebenslaut nieder tönte; in dieser stummen Nacht, in der nur wenige Stunden eine matte Dämmerung herrschte, fiel es von seinen Augen; die Reue kam über ihn und mahnte ihn an das, was er gethan, und rief ihm den Namen der Treuen, an der er gefrevelt, zurück. Er selbst mußte sein Urtheil sprechen und gerecht die Buße in jener Kerkernacht, aus der er keine Erlösung hoffen durfte, finden.

Jetzt aber waren die Versöhnten glücklich auch in diesem engen Felsenraume. Maja trug den Himmel ihres Herzens auch in diesen grausenden Aufenthalt hinüber; kein Vorwurf, keine Klage enthallte ihren Lippen. Oben zogen die Wolken über die glänzende Sonnenscheibe hinweg, einen Augenblick fiel ein heller Lichtstrahl in die Höhle nieder, da blinkte etwas Glänzendes auf dem Boden der Treuen entgegen. Sie hob es auf; es war der Bindering, den sie einst dem Geliebten gereicht,

und den er in seinem Wahnsinn von sich geworfen hatte. Sie mühte sich, unter Thränen zu lächeln, und reichte ihn dem Geliebten zurück. Aber als dieser mit zitternder Hand nach dem theuren Pfande griff, entfiel es ihm abermals, und der Reif rollte in eine Felsspalte hinein. Beide suchten emsig am Boden, der Ring war nicht zu finden; endlich gewahrten sie ihn in der Felsritze, aber so fern, daß ihn der Arm nicht erreichen konnte. Maja drängte sich durch die Felsspalte, o wie gnädig war Gott der Guten; sie befand sich jetzt in einem stillen Waldthale, auf das der milde Tag, die strahlende Sonne freundlich blinkte und in dem ein heiliger Gottesfriede herrschte.

Aika und Maja blieben in diesem Thale. Bald zogen mehrere ihrer Landsleute herbei und siedelten um sie her und fällten die Bäume und brachen die kleinen Steinkuppen, und bauten sich an, wie es ihre Laune und die Nothwendigkeit erlaubte; weshalb das Städtchen von der Höhe ein gar sonderbares Ansehn hat und beinahe einem Quirl gleicht, nach welchem es auch früher benannt sein soll. —

So entstand das Städtchen **Königsstein**, so

wandelte die Zeit und der Menschenfleiß hier Alles. Die Heidenburg ist verschwunden, an ihrer Stelle prangt die stolze Königsfeste. An dem Fuß des Felsens hat der Mensch gearbeitet und gemeißelt, so daß die Stelle, wo einst die Grotte war, in der die Liebenden sich wieder fanden, nicht mehr genau zu bezeichnen ist.

Die Blinde aus dem Grünbachthale.

Amselgrund. — Hockstein. — Honigstein. — Wolfsschlucht.

V.

Die Blinde aus dem Grünbachthale.

Es war gegen das Ende des furchtbaren Glaubenskrieges, als sich im Grünbachthale um eine einfache Kirche eine Ansiedelung erhob. Es war eigentlich kein Dorf; die Armen, welche hier weilten, waren Flüchtlinge, Vertriebene von Haus und Acker, die sich hier in dem stillen, unbeachteten Thale, in der Nähe des Gotteshauses, geschützt und sicher wähnten und so des Lebens Mühen für Weib und Kind wieder begannen.

Die Unglücklichen irrten; auch in das stille Thal drang der Mord und die Raubgier, und die schwer erdarbte Habe der so oft Geplünderten wurde abermals von rohen Kriegsknechten genommen. Da warfen Manche in Verzweiflung die Brandfackel in

die eigne Hütte, ließen Weib und Eltern in Jammer und Noth zurück und flohen muthlos in die Irre, oder gesellten sich gar den Dieben, Räubern und Meuchlern als Bundgenossen bei. Nur Wenige waren noch im Thale zurück geblieben, unter diesen auch der arme Küster und Glöckner der kleinen Kirche; sein Amt hatte aufgehört seit jener Zeit, wo eine böse Rotte die Thüren des heiligen Gotteshauses erbrach, Altäre und Kanzel entweihte und die Weihgefäße von dannen trug. Dennoch schied der Arme nicht von dieser Stätte, in Noth und Angst betete er, wie vor, in der verwüsteten Kirche und rief Sonntags vom Thurme zur Feier, die kein Priester mehr weihte. Der Mann hatte für jene wüste Zeit, wo der Kopf dem bewaffneten Arme unterthan war, viel gelernt; er war des Schreibens und des Lesens kundig; auch sonst in manchem Wissen wohl erfahren; aber er mußte doch jetzt sein Weib und seine zahlreichen Kinder damit ernähren, daß er hölzerne Löffel, Näpfe und Schüsseln schnitzte. Oft war der Mangel bei diesen Darbenden recht drückend, aber sie hatten Geduld und entbehrten in frommer Ergebung auch das Nothwendigste. Laßt uns einen Blick in das Gemach des Elends thun: Seht, wie dürftig ist die Stube, wie entblößt von

jeder Bequemlichkeit; keine Lampe brennt, nur das flackernde Strauchholz auf dem Heerde, das Wärme und Licht gleich mangelhaft spendet. Auf einem Holzstuhle sitzt der Vater, er ist beim Schnitzen einer Kelle eingeschlummert; das Haupt ist tief auf die Brust gesenkt, die Wange blaß, und die ganze Gestalt verräth eine gebrochene Lebenskraft. So wie jetzt tritt der Schlaf nur selten zu ihm, aber er ist heute als Bote weit gewandert, und da ist zu dem Entkräfteten der sanfte Tröster getreten. Auf der Bank sitzt die Mutter, um sie sechs Kindlein; Keines von diesen ist müßig, jedes arbeitet nach seinen Kräften, nur ein siebentes sitzt dem Feuer am nächsten und starrt, ohne zu blinzeln, mit den dunkeln schwarzen Augen in die flackernde Flamme. Es ist gar stille in dem Gemache, denn die Kinder haben ja gesehen, daß der Vater entschlummerte; und Niemand wagt, den geliebten Müden zu stören. Da bebt die Müßige wie von Fieberschauern zusammen, drängt sich näher zu der Mutter und flüstert: „Mutter, es ist so ängstlich still um uns, sprich, daß ich dich höre und das Bangen von mir weicht.“ — „Der Vater schlummert, Kind,“ entgegnet die Mutter leise. — „Der Vater schlummert,“ wiederholt die Kleine noch leiser, doch ohne

das Antlitz dem Schläfer zuzuwenden; „weil er nicht sein Abendlied sang," flüstert sie, „glaubte ich, er sei nicht daheim. Wir wollen nicht laut sprechen; aber wenn ihr so alle schweigt, ist es mir, als wäre Alles von mir geschieden und ich allein in dieser Einsamkeit zurück gelassen. Sage mir, Mütterlein, warum hausen wir in dieser Oede, wo jeder böse Geselle uns schädigen kann, wo Niemand uns schützt und beisteht in drohender Gefahr. Warum fliehen auch wir nicht in die festen Städte?" — Die Mutter entgegnete trauernd: „Ueberall, mein Kind, droht jetzt Gefahr, und die Bösen sind mächtig geworden auf Erden. Auch fesselt den Vater hier eine heilige Pflicht, er ist der Hüter dieser Kirche." — „Aber," fragte ein anderes Kind, „warum wurde die Kirche hier gegründet in diesem unbelebten Thale, warum nicht in der Nähe eines Dorfes, eines Fleckens?" — „Es geschah," antwortete die Mutter, „eines frommen Gelübdes wegen." — „Erzähle, mein süßes Mütterlein," bat das Kind mit den strahlenden Glanzaugen, „erzähle, wie Alles geschah." Auch die andern Kinder umdrängten die Mutter und baten und versprachen, um so fleißiger zu arbeiten, während sie der Erzählung lauschen würden. Da ließ die Mutter die Spindel ru-

hen, nahm das müßige Kind in den einen Arm, in den andern das jüngste, das schon zu entschlummern begann, und erzählte leise:

„Vor langen, langen Jahren war ein reicher Mann, ein Burgherr, der erkrankte plötzlich schwer und schmerzvoll. Aus der Nähe und Ferne wurden Aerzte herbei gerufen, aber Niemand vermochte ihm zu helfen; den Kirchen und Klöstern wurde viel Geld gezahlt, um für seine Genesung zu bitten, aber auch diese Gebete frommten nicht, und die Pein des reichen Mannes wurde immer größer, immer qualvoller. Nun hatte der Erkrankte einen einzigen Sohn, schier noch ein Knabe, aber von gar gutem, frommem Herzen, der seinen Vater innig liebte, von seinem Krankenlager nicht wich, und ihn kindlich pflegte und wartete. Als nun in einer Nacht des Vaters Leid auf's Höchste stieg und er, von furchtbaren Schmerzen gefoltert, laut wimmerte, sank der Sohn auf seine Knie und bat Gott mit heißen Thränen, sein reiches Jugendleben in das seines Vaters zu wandeln, seine Tage, seine Freuden denen des Vaters zuzulegen; er gelobte zudem, jeder Freude zu entsagen und nach dem heil'gen Lande zu pilgern, so der Vater genesen würde. Und zu derselben Stunde verließ den Vater das unheilbare Weh,

er genas und erstarkte. Da bekannte der Sohn dem Vater, was er gelobt hatte, denn der Kranke hatte in seinem Leide nicht des Kindes Gebet, nicht sein schweres Gelübde vernommen. Und wie er nun hörte, daß der zarte Jüngling sich für ihn zum Opfer erboten, betrübte er sich gar sehr, denn wie der Sohn den Vater, liebte dieser sein Kind, urd Beider Liebe war gleich heilig und groß. Aber dennoch willigte der Vater, daß der Jüngling von dannen ziehen möge in das heilige Land, und wie sie nun von einander schieden, that auch der Genesene ein Gelübde: er wolle an der Stätte, wo er seinen Sohn wieder erblicken würde, eine Kirche erbauen. Aber Jahre um Jahre vergingen, sein Sohn kehrte nicht zurück; es kamen viele fromme Wallfahrer von dem Grabe des Erlösers heim, andre pilgerten hinüber; Niemand brachte ihm von seinem Kinde Kunde. Dem Burgherrn starben Verwandte und Freunde; Alles, was er geliebt hatte, was seinem Herzen theuer gewesen, was Kindheit und Jugend mit ihm verbunden, barg der Kirchhof. Doch er blieb kräftig und fast unberührt von dem Wandel der Zeit; sein Haar ergraute nicht, sein Nacken blieb ungebeugt, und täglich erstieg er die Bergeshöhen, obgleich er nun der Jahre mehr denn achtzig zählte, und schaute hin=

aus, ob er seinen Sohn nicht gewahre, und wenn er einen Jüngling rüstig die Straße einher wandeln sah, wallte seine Brust hoch auf und er hoffte, den Sohn zu erkennen, denn in seinem Sehnen hatte er den Gang der Zeit vergessen und dachte sich den vierzig Jahr Entfernten noch immer als einen blühenden Jüngling. Aber immer hatten ihn Auge und Hoffnung getäuscht, Fremdlinge nur, nicht sein Sohn, zogen vorüber. Da wandelte er einst in diesem Thale; sein Herz war ihm sehr schwer und er fühlte, wie ein langes Leben ohne Liebe unter Fremden nur ein langes Sterben sei, und er sehnte sich in diesem Augenblicke recht innig nach der Grabesruhe. Da wankte aus der Ferne an zwei Wanderkrücken ein armer Krüppel herbei; sein Haar war bleich wie Schnee, seine Stirne tief gefurcht, sein Auge erloschen und die ganze Gestalt kraftlos gebrochen. Langsam wankte der Gebeugte herbei, und wie sich nun Beide — der Achtzigjährige und der Krüppel — gegenüber standen, starrten sie sich lange mit Angst und Bangen an, und der Vater erkannte in dem Ergreisten seinen Sohn, und der von Schmerz und Leiden, nicht von Jahren Gebeugte, erkannte in dem Kraftvollen seinen Vater, und Beide lagen einander in den Armen und weinten dem schmerz-

lichsten Wiedersehen heiße Thränen. Der Sohn hatte lange in harter Sklaverei geathmet: unter der Zuchtruthe der Ungläubigen war seine Lebenskraft verdorrt, sein Haar früh ergraut und seine Tage unter Thränen und Schmerzen dahin geschwunden. Das Geschick hatte sein Opfer angenommen, und so war es wahr geworden, er hatte keine Jugend, kein kräftiges Mannesalter gelebt, sondern war von den freundlichen Knabentagen zum Greise hinübergeschauert.

Als nun der Sohn mit bebenden Lauten den Inhalt seiner Trauerstunden ausgesprochen hatte, sprach der Vater zu ihm: „Komm mit mir, du Armer, auf meine Burg, damit du dich alldort erquickest und ausruhest auf weichen Polstern.“ Aber der Sohn maß mit matten Blicken die Höhe: er vermochte sie nicht zu ersteigen, denn er war bis zum Tode ermüdet; das letzte Oel seines Lebens hatte das Wiedersehen aufgezehrt, und er bat den Erzeuger: „Laß mich noch hier weilen.“ Und der Vater nahm den Sohn — wie oft Eltern ein ermüdetes Kind — in seine Arme und ließ des Kindes Haupt an seinem Herzen ruhen; da wurden die heißen, stockenden Athemzüge des Erschöpften leichter und freier, er lächelte noch einmal recht selig

und entschlief dann an des Vaters Herzen. Der Burgherr wagte sich nicht zu regen, aus Furcht, den Schlaf seines Kindes zu stören, und scheuchte nur mit den Augenwimpern jeden summenden Käfer, jeden Schmetterling aus der Nähe des Schlummernden. Wie er nun aber mehrere Stunden da saß, fühlte er endlich, daß der Körper immer mehr erkaltete und er nur einen Leichnam umfaßt hielt. Der Sohn war in dem Arm des Vaters zur ewigen Ruhe entschlummert, wie wir alle einst in Vaters Armen entschlafen werden. Der Achtzigjährige küßte die kalten Lippen des Sohnes und freute sich, daß er der Jahre so viele zähle, und folglich die Trennung nicht mehr so lange währen und ein zweites, schöneres Wiedersehen so nahe sei. Er begann an derselben Stelle ein Grab zu graben — dort, wo der Altar der Kirche sich erhebt, ruht in der Erde der arme Selbstopferer — und da nun die Gruft gefertigt und sein Kind eingesenkt war, fühlte der Vater zum erstenmal, daß er schwach geworden. Ach, nicht die Last der Jahre, der Schmerz hatte seine Kraft gebrochen; er beeilte sich, treu seinem Gelübde, mit dem Bau der Kirche, doch erlebte er ihre Weihe nicht; als das Dach sich wölbte, ward er immer schwächer, und wie im Thurm die

Glocken zum erstenmal ertönten, riefen sie zu seiner Beerdigung. Darum," endete die Mutter ihre Erzählung, „tönen diese Glocken auch so traurig und so klagend, der erste Laut, der ihnen enthallte, war ein Todtenruf."

Die Kinder schwiegen, als die Mutter geendet, noch immer dem Nachhall der Erzählung lauschend; nur die Müßige schauerte in der Mutter Armen und flüsterte; „Ich fürchte mich vor dieser Kirche und sehne mich doch zu ihr. Weißt du noch, mein Mütterlein, als die Rotte eingedrungener Kriegsvölker auch in unser Thal einbrach; du und der Vater und wir alle flüchteten in das Grabgewölbe. Wir durften uns nicht regen und nicht rühren, denn oben über uns zogen in die Kirche die wilden Gesellen ihre Rosse und trieben unter rohen Flüchen dort ihr Wesen. Ich saß allein im Winkel gekauert und hörte euch leise weinen. Mir war das Herz so schwer und die Brust von dem Dunste der Verwesung beengt. Endlich verstummte euer Schluchzen, ihr mochtet wohl eingeschlafen sein; auch oben über mir wurd' es stille; die Lästerer regten sich nicht mehr, aber wie in mein Auge noch keine Thräne getreten, kam auch kein Schlaf über dasselbe, und die Angst meines Herzens wurde immer größer. Ich

kann euch ja nur durch mein Ohr sehen, und deshalb quält mich — wenn es ganz stille um mich ist — der Gedanke, ich sei allein und verlassen. Solch Angstgefühl erfaßte mich auch damals, es war mir, als ob die Särge, welche ich berührte, die eurigen wären, als wenn ihr alle vor mir dahin gestorben wäret und ich, die Unglücklichste von euch, nur allein noch in der Todtenbehausung lebe. Da sah ich plötzlich" — „Du sahst? arme Unglückliche," fiel die Mutter ein. — „Ich sah," rief das Kind lebhaft, „Mutter, ich sah wirklich, aber nicht dich, nicht die Schwester und Brüder, nicht die Särge und das Gewölbe, wohl aber ein kleines freundliches Kind, noch nicht so groß erwachsen als ich selbst, mit einem Lamme an der Seite, auf dessen wolliges Haar es sich mit der Hand stützte. Das Mägdlein schaute mich freundlich und mitleidig an, und wie sie mit weicher Hand über meine Augen strich, hatten diese wieder Thränen und mein Schmerz eine Klage. Ich gestand der Kleinen mein Leid und wie ich fürchtete, von euch getrennt zu sein; da nahm mich die Kleine in ihre Arme, küßte meine Augen, und wie sie dies gethan, sah ich euch alle, alle, so gut und schön, wie ihr in meinem Herzen lebt. Da wollte ich laut aufjauchzen vor hoher Freude, aber

die Kleine legte mir den Finger auf den Mund und wies recht altklug nach der Höhe, wo die wilde Freischaar hauste. Ich verstand ihre Warnung, aber ich war heiter und froh geworden, und spielte und flüsterte mit der Kleinen recht traulich, als hätte ich sie längst gekannt. Sie gab mir Honig und Milch aus einem kleinen Körbchen, das wie eine Hirtentasche um ihre Schulter hing, dann sang sie mir mit leiser Stimme schöne Lieder vor; der Gesang klang so hold, so wunderbar, aber es war mir, als entferne er sich immermehr; ich fühlte mich ermüdet und entschlief. Als ich wieder erwachte, lag die dunkle, dunkle Nacht wieder auf meinen Augen und ich hörte wieder eure leisen Klagen." — „Kind," rief die Mutter erschreckt, „dir ist die Hirtin vom Honigstein erschienen." — „Die Hirtin vom Honigstein," riefen laut die Kinder, den Schlaf des müden Vaters vergessend, „Mutter, wer ist die Hirtin vom Honigstein?" — Eh' die Mutter antworten konnte, klopfte es an die Thür. Alle erschraken; in dieser Zeit und in dieser Stunde konnte nur Drohendes nahen; Alle drängten sich ängstlich an einander und die Mutter deckte mit ihrem Körper die Flamme, damit man das Leuchten des Feuers nicht gewahre; so standen sie bebend, erwar-

tungsvoll; wieder klopfte es; der Küster fuhr jetzt aus seinem Schlafe empor; zum drittenmal klopfte es und eine bekannte Stimme rief: „Macht auf, ich bin's, der Niklas!" — Alle Gesichter erheiterten sich und der Vater öffnete die Thüre. Ein schlichter Landmann trat in das Gemach: „Ich komme, Küster," sprach er, „um deine Hülfe anzusprechen; drüben in der Amselhöhle liegt ein Leichnam. Gott weiß, weß' Glaubens und Standes, denn er ist seiner Kleider bis auf die Untergewänder beraubt, und wahrscheinlich auf der Höhe in die Felsöffnung, durch welche das Wasser stürzt, in die Tiefe gestoßen, denn er ist zerschellt am ganzen Körper und so voller Wunden, daß man nicht einmal erkennen kann, ob er noch in den Jugendjahren oder nicht? Nun komme ich Nachbar, dich zu fragen, ob du dein Amt üben, mit mir den Todten zu dem geweihten Kirchhof tragen und dort in die Erde betten willst. Du weißt wohl, wie wir den Glauben hegen, daß es nicht gut ist, wenn ein Verunglückter oder Erschlagener über Nacht unter Gottes Himmel bleibt und die Morgensonne seinem Leichnam unbedeckt findet. Man sagt, derjenige, der ihn so findet und sich seiner nicht erbarmt, vergeht wie ein Schatten binnen Jahresfrist und kann durch keinen

Trank, durch kein Kraut den Seinen erhalten werden. Nimm die Angst von mir, du weißt, ich habe auch Weib und Kinder, und möchte noch nicht sterben.“ Martin war schnell entschlossen; er warf einen Wamms über und rüstete sich, dem Landmann zu folgen. Die Frau trat ihm ängstlich entgegen und rief: „Um Gott, Martin, bedenke, es ist tiefe Nacht, laß es bis zum Anbruche des Tages.“ Aber der Mann schüttelte das Haupt und sprach: „Es ist mein Amt, laß mich es üben und dem Manne die Angst vom Herzen nehmen.“ — „Gott lohne es dir,“ rief der Landmann mit erleichtertem Sinne, „während du den Spaten hervorsuchst, schlendre ich langsam voran und erwarte dich unter dem Felsenabhang, wo der Weg sich scheidet.“ Er ging, die Schaufel war bald gefunden, aber der Abschied von den Kindern währte länger, jedes drängte sich an ihn, jedes liebkoste den Scheidenden; die Blinde tappte ängstlich nach ihm und hielt ihn länger mit ihren kleinen Händchen umschlungen. Der arme Mann war so reich an Liebe! Die Frau begleitete ihn zur Thür hinaus; als sie in die sternenlose Nacht blickte, schauderte sie und klagte: „Du gehst in die Finsterniß und ich bleibe daheim mit den Kindern ohne Schutz.“ — „Gott ist bei dir!“ entgegnete

der Mann. — „Auch mit dir?" rief die Frau ergriffen, „Martin, Martin, du bist seit einiger Zeit so finster, so in dich versunken; du läßt dich doch in diesen sündigen Zeiten durch unsre Armuth nicht zum Bösen verlocken?" Da faßte der Mann sein Weib fest in seine Arme und sprach: „Darüber sei ruhig, so lange ich dich und die Kinder noch lieb habe, kann mich der Böse nicht locken. Was mich bewegt, ist die Vergangenheit. Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß in diesen Tagen bei jedem Unfall, bei jedem unerwarteten Ereigniß das Bild meines Bruders zu mir tritt." — „Das Bild deines Bruders?" wiederholte die Frau mit fallender Stimme; „er hat uns Böses gethan." — „Wie wir ihm," fiel der Gatte ein. „Wahr ist's, er grollte mir immer, weil er fest an der papistischen Lehre hielt, während ich dem neuen Glauben anhing; aber als du seine Hand ausschlugst und mein Weib wurdest, kam erst finstre Verzweiflung über ihn; er ging in die weite Welt, zu den tyllischen Kriegsvölkern, von diesen zu den Mansfeldern und dann wieder zu den Wallensteinern; unser ist die Schuld, wenn er" — „Hat er dir und mir nicht nach dem Leben getrachtet," eiferte die Frau, „der böse Mensch, den ich nimmer leiden konnte, und der Schuld ist, daß die

arme Martha" — „Ich weiß, ich weiß," fiel der Mann ängstlich ein, „er war böse von Jugend auf, aber wenn er" — Martin verstummte, das Weib schien aber in seiner Seele zu lesen. „Um Gott," rief sie, „man spricht, daß eine Räuberbande in der Gegend hause, du glaubst doch nicht, daß der Tod des Armen, den du beerdigen willst, mit deinem Bruder —? –" Sie konnte nicht vollenden, der Mann hatte sich aus ihren Armen gerissen und schritt rasch in die Finsterniß hinein. — Aber diese Flucht war der Frau eine furchtbare Bejahung ihrer Anfrage, und mit beklommener Brust trat sie in ihre Hütte zurück. Dort hatten die Kleinen, wie Kinder glücklich, Hunger und Bangen vergessen, ihr Lager gesucht und waren bereits entschlummert. Nur die Blinde wachte noch und kauerte sinnend in dem Winkel. Als sie der Mutter Tritt vernahm, tappte sie nach derselben hin und fragte dringend: „Mütterlein, was ist es mit der Hirtin des Honigsteins." Kind, entgegnete die Mutter, es ist bald Mitternacht, geh schlafen. — „Ich kann nicht schlafen," seufzte die Kleine; „in der Zeit, wo, wie ihr sprecht, es dunkelt und ihr wie ich erblindet, beginnt es in mir zu regen und es ist mir, als müsse ich in solchen Augenblicken aus meiner Nacht zum Lichte wan-

deln; drum erzähle, lieb Mütterlein, damit dies Sehnen und die Unruhe von mir weiche." — Die Mutter entgegnete: „Auch mich läßt die Angst und die Sorge nicht ruhen, so komm denn, mein armes Kind ohne Licht und ohne Schlaf, ich will dir erzählen, was ich von der Sage weiß." Sie saßen eng beisammen, beide von der Nacht umhüllt, denn die Flamme auf dem Heerde war bereits erloschen und die Mutter wollte vor dem geliebten Kinde kein Vorrecht haben; sie wollte des Lichtes entbehren, da es nur ihr, nicht ihrem Kinde leuchten konnte, und so begann sie:

„In altergrauen Zeiten soll auf dem Honigstein ein Kindlein sein Lamm gehütet haben; dieses Kind wurde aber mitten im Gebete zum Himmel verzückt, um auf Erden einem schweren Unheil zu entgehen; das Lamm aber wurde in Stein verwandelt, zum ewigen Wahrzeichen, und so steht es noch in unsern Tagen hoch oben. Nun aber kamen finstre Zeiten; im Gebirge, auf schroffer Felsenhöhe, erhob sich eine mächtige Burg, Neurathen benannt. Der Zwingherr derselben war ein böser, arger Mann, der keinem Menschen wohl wollte, sondern allen zu schädigen suchte. Er beraubte die fahrenden Handelsleute und sperrte sie in seine Keller und Verließe,

bis ihm ihre Blutsfreunde hohes Lösegeld für dieselben zahlten; er rollte schweres Gestein auf die Kähne und Fahrzeuge nieder, welche hart an seiner Veste vorüber rudern mußten, denn die Wellen schlugen an den Felsen, auf welchem seine Burg stand; und wenn nun die Fahrzeuge im Begriff waren zu versinken, brach er mit seiner Rotte aus unbemerkbaren Schluchten hervor und that den Schiffseigenthümern, wie er den landreisenden Handelsleuten gethan hatte. Kam aber ein armer Pilger des Weges, ohne Gut, ohne Habe, so ließ er ihn mißhandeln und foltern aus Grimm, weil er ihm nichts rauben konnte. Zogen nun aber Kriegsknechte gegen ihn aus, um ihn zu züchtigen für seine Unthaten und Verbrechen, so hob er die Lederbrücke, über welche man wandeln mußte, um in die Burg zu gelangen, auf; dann starrte dem Kriegstroß ein furchtbarer Abgrund entgegen, sie konnten nicht hinab, nicht hinauf, und von der Burg schwirrten Pfeile, Bolzen und schwere Steinkugeln, aus mächtigen Schleudern geworfen, auf sie hinüber. So mußten die Wehrmänner immer fruchtlos abziehen, nur Todte und Verwundete, keine Gefangene in ihrer Mitte bergend. Wie der Besitzer dieses Felsenhorstes, Ritter Tuwa, ein Unmensch den Fremdlingen war, so

war er es auch seinen Knechten und Hörigen. Wer nicht wie er das Böse mit eisernem Herzen und eiserner Hand üben konnte, den ließ er peitschen und nackt hinaus treiben aus seiner Burg, so daß dessen Bekleidung nur das Blut aus den schmerzlichen Wunden war. So kam es, daß man in der Gegend nur Beraubte und Gemißhandelte, alle insgesammt arme Bettler, sah. Nun aber ging unter dem Volke das Gerede, man wußte nicht, wie es entstanden und wer es zuerst ausgesprochen, daß sich das Himmelskindlein vom Honigstein noch manchmal zeige, wohl nie erwachsenen Menschen, sondern nur ihres Gleichen, und auch nur diesen, wenn sie recht fromm, unglücklich und verlassen waren; dann, sprach man, speiste sie die Hungrigen, labte die Durstigen und führte die Verirrten auf den rechten Weg zurück. Kenntlich war sie an der Hirtentasche, die über ihre Schulter hing, an dem Lamme, das sie begleitete, und an einem hellen Lichtschein, der von ihrem Haupte strahlte. An diese Sage knüpfte sich eine andere, man behauptete, daß dort oben auf dem Felsen, wo das steinerne Lamm steht, viele, viele Bienen ihre Zellen bauten, und daß diese Thiere weit in das Land hinauszogen, um von seltnen unbekannten Blumen, die damals auf dem hohen Win-

terberge geblüht haben sollen, ihren Honig zu saugen. Doch die Wahrheit dieser Erzählung bewährte sich nicht, denn wenn Jemand den Fels erklimmen wollte, so wirrte es ihn, und Niemand erstieg die Höhe. Allein da nun die Noth der Verarmten und Beraubten übergroß war und sie fast verzweifeln wollten, kamen einige an den Fuß des Felsens; siehe! da floß von der Höhe der köstlichste Honig nieder, und es war dessen so viel, daß sie sich völlig sättigen und eine Menge der Waben noch sammeln konnten. Die Kunde verbreitete sich schnell; es pilgerten alle Hungrige und Darbende zu dieser Stätte, und der süße Born versiegte nicht; bald hatten die Armen so viel gesammelt, daß sie Weib und Kinder nähren, und noch den Ueberrest gegen Kleider und andern Nothbedarf vertauschen konnten. Gern kaufte man ihnen diese süße Labung ab, denn der Honig war von einem besondern Wohlgeschmack und das Wachs desselben ein köstliches Heilmittel gegen Beschädigung und Wunden. Der arge Burgherr hatte in dieser Zeit kein Glück gehabt, wenig des Raubes war ihm zur Beute geworden, denn die Straße wollte kein Handelsmann mehr ziehen, und an seiner Burg vorüber kein Boot, kein Floß mehr schwimmen. Auch lagen die besten seiner Sün=

dengenossen schwer verwundet darnieder und siechten immerfort, ohne genesen zu können. Zudem vernahm er unten keine Klage mehr, sah keinen Jammernden mehr am Wege hungrig liegen; das that seinem gifterfüllten Herzen weh; deshalb sandte er seine Späher hinab, zu erkunden, was sich begeben? Diese brachten ihm die Nachricht, wie wunderbar die Hungrigen gespeist, die Nackten bekleidet worden, und wie man nun den heilbringenden Felsen — der früher der Grauenstein hieß – den Honigstein nenne. Darüber ergrimmte Tuwa, denn, was die Armen gesättigt und gekleidet hatte, das sah er für sein Eigenthum an, und er sandte alle seine Leute hinab, sowohl Honig wie Wachs zu sammeln; den Honig für sich, denn er war ein arger Leckerer, der gern sich die Speisen versüßte und sich im Meth berauschte, das Wachs für seine Verwundeten zum heilenden Pflaster, damit sie genesen und mit ihm zu neuen Verbrechen ausziehen könnten. Aber wie die Diener des Bösewichtes auch den Fels umkreisten, sie fanden auch nicht die Spur von Honig, sondern nur hartes Gestein, und als sie höher stiegen, verirrten sie sich auf den engen Schlingpfaden und es äffte sie, daß sie bald rechts, bald links biegen, bald hinauf, bald hinab steigen mußten, und

daß sie sich deshalb bitter entzweiten, denn es rief bald vor, bald hinter ihnen mit bekannten Stimmen, so daß einer den andern beschuldigte, von ihm bethört zu sein, und sie endlich müde und verdrossen, ohne süßen Honig, ohne heilendes Wachs zu ihrer Burg hinauf keuchten. Der Burgherr ließ die Rückkehrenden bis aufs Blut schlagen und sandte andre Diener hinab; diese kehrten mit demselben unglücklichen Erfolg zurück. Da warf der Zwingherr ein unscheinbares Gewand über, nahm sein Schwert und seine Streitkolbe, und stieg aus seiner Burg nieder, um selbst zu untersuchen. Als er nahe dem Honigstein war, kamen mehrere Landleute daher, die trugen schwere Körbe und waren fröhlich und guter Dinge; Tuwa hatte sich im Dickicht verborgen und lauschte ihren Worten, und hörte wie sie mit einander sprachen, daß heute von dem segenreichen Gestein besonders stark der Honig fließe, und daß sie noch einmal wiederkehren wollten, um die Körbe zu füllen. Da freute sich dessen der böse Grundherr, und in grimmer Lust bestimmte er bereits die Strafen, welche er den fahrlässigen Dienern angedeihen lassen wollte, die ihn, wie er wähnte, mit Lügen getäuscht hatten. Doch als er nun dem Fels selbst gegenüber stand, konnte er auch nicht die ge-

ringste Spur von Honig erblicken. „Die gierigen Bettler,“ sprach er zu sich selbst, „haben Alles genommen und der süße Quell stockt auf Augenblicke, aber ich will harren, bis er wieder fleußt.“ Und so wich er nicht von dannen, sondern starrte immerdar nach der Höhe, den süßen Seim erwartend, und wirklich senkte es sich dunkel von der Höhe, immer tiefer und tiefer; aber es war nicht die erwartete Labung, es waren die Bienen selbst, die ihn in zahlloser Menge umschwirrten und plötzlich feindlich über ihn nieder fielen. Da half nicht sein Schwert, nicht seine starke Eisenkolbe, nicht seine gewaltige Kraft; wenn es ihm gelang, eins dieser Thierchen zu tödten, so wurde es sogleich durch Hunderte seines Gleichen ersetzt. Von tausend und tausend brennenden Wunden bedeckt, war er zur schimpflichen Flucht gezwungen; aber sie half ihm nicht, die Bienen folgten ihm; mit jedem Schritt, den er that, erstanden ihm neue Feinde. Die kleinen Thierchen waren die Rächer der Armen, der Beraubten, der Gemißhandelten geworden; ihnen war das Strafgericht Gottes anvertraut und sie vollzogen es mitleidslos und ohne Erbarmen. Als die Wehrmänner des bösen Burgherrn von der Mauer niederlugten, gewahrten sie in der Tiefe eine dunkle Wolke, die

sich immer höher erhob, immer mehr nahte und sich immer riesiger ausdehnte; und als dieses Gebild der Lederbrücke und dem Thore nahe war, hörten sie es aus demselben heulen und kreischen, und mit Entsetzen erkannten sie die Stimme ihres Herren; er aber war in der undurchdringlichen Wolke nicht zu erschauen; da ließen die Wächter die Brücke fallen, öffneten das Thor und in demselben Augenblick stürzte ihr Herr, unkenntlich, angeschwollen zu einem häßlichen Scheusal, zu ihnen ein, aber mit ihm zugleich der Schwarm der zürnenden Bienen. Es war umsonst, daß sich Diener und Knechte auf ihn niederwarfen, um ihn von den Qualen zu befreien; aus den Höhen senkten sich immer neue Schaaren nieder, ihnen konnte das Thor nicht geschlossen werden, von ihnen konnte die Brücke den Gemarterten nicht trennen; es war vergeblich, daß er von Gemach zu Gemach rannte, die Rächer folgten ihm; er barg sich in den finstern Felskellern, in denen er die schuldlosen Gefangenen bewahrt hatte, aber hier wuchs seine Pein noch höher; aus der Tiefe, aus dem Gestein selbst brachen die Thiere hervor, und für jede Thräne, die er hervorgerufen, für jede Wehthat, die er verschuldet, wurde ihm nun Vergeltung. Er mußte wieder in's Freie eilen, rastlos umher ge-

peitscht von Ort zu Ort; nur ihn verfolgten die Thiere, nur er war ihnen verfallen, die andern, minder Schuldigen, blieben von ihnen verschont und ungeschädigt. An heiliger Stätte wollte er sich nun bergen; ihn, der nichts Heiliges auf Erden anerkannt hatte, sollten jetzt geweihte Tempel schützen; aber in dieser Sündenbehausung war keine Kirche, keine Kapelle, und so währte seine Qual fort und wuchs mit jedem Augenblick. Der Schmerz warf ihn nieder, der Schmerz riß ihn empor; er wankte nun, nicht mehr einem Menschen, sondern einem abschreckenden Gespenste ähnlich, ohne Ziel vorwärts, immer verfolgt von den unsühnbaren Rächern. Bereits war er geblendet, die Augen ihm verschwollen und weit aus ihren Höhlen getrieben; so stieg er auf die Mauer, schrie seinen Schmerz in die Lüfte hinaus; dort, an jener Stelle, wo er die Leichname der Unschuldigen nieder schmettern ließ, that er einen Fehltritt und stürzte in die Tiefe hinab, und sein Gebein zerschellte am Gestein. Zu derselben Stunde, wo der Sünder gerichtet war, zogen die Bienen von dannen, und in wenig Augenblicken war in der Burg auch nicht eine mehr zu finden. Die Genossen seiner Unthaten aber gingen in sich bei dem entsetzlichen Ende ihres Verführers; sie zogen

allgesammt aus der Burg, in Höhlen und Zellen, als Einsiedler und Mönche die Frevel ihres vergangenen Lebens büßend. So stand die Burg viele Jahre öde und verlassen, bis sie endlich in Trümmer verfiel, denn Niemand wollte diesen verfehmten Ort bewohnen. Der Fels, der des Sünders Blut getrunken, blieb viele Jahre geröthet; kein Regen wusch ihn rein, kein Schnee bleichte ihn mit seinem weißen Schimmer, bis ihn endlich ein Blitzstrahl zerstäubte und er von der Erde Gottes schwand. In den Burgtrümmern soll es nächtlich noch oft wild hausen und böse Geister dort ihr Wesen treiben, auch behauptet der Volksglaube, daß dort noch große Schätze vergraben wären. Es ist so natürlich, daß diejenigen, deren Voreltern von dem bösen Tuwa geplündert worden, noch auf eine Rückerlangung ihres Erbes hoffen. So ist auch in unserm Geschlechte von Mund zu Mund eine Sage überkommen und aufgezeichnet in unsrer Erbbibel, welche erzählt: unser Urvater sei ein reicher Mann gewesen, der aus fernem Lande mit kostbarem Geschmeide und herrlichen Edelsteinen hierher gezogen. Der böse Raubherr überfiel ihn auf seinem Wege, schleppte ihn in die Burg und erschlug ihn alldort, den Raub an Kleinodien und Gold verscharrend, ohne daß seine

Knechte und Diener einen Theil davon bekamen, denn der Sterbende soll einen schweren Fluch über den Schatz gesprochen haben, so daß er keinem Fremdling gedeihen und endlich doch wieder in die Hände seiner Nachkommen gelangen solle. Es mag wohl," endete die Mutter mit fallender Stimme, „nur ein Gerede und ein eitel Mährlein sein, denn wer einmal das Thränenbrot der Armuth essen muß, bei dem kehren Glück und Reichthum selten ein."

„Und die Hirtin mit dem Lamme," fragte das Kind leise. — „Sie ist lange, lange nicht gesehen worden," erwiderte die Mutter, „sie mag wohl zur Ruhe eingegangen sein. Dich, mein Kind, hat wohl im Grabgewölbe nur ein freundlicher Traum getäuscht. „Sie naht sich keinem Glücklichen," sprachen die Väter von ihr; ach, die Zeit ist so trauerreich, so unglückschwer geworden, daß die Hirtin wohl jeder Hütte, jeder Behausung erscheinen müßte."

Die Mutter verstummte und auch die Blinde fragte nichts mehr; so saßen sie lange beisammen, in sich selbst versunken, jede der andern ihr Bangen, ihre Schmerzen bergend. Da leuchtete durch die Spalten der gebrechlichen Hütte greller Lichtschein in das Gemach; die Mutter zuckte erschreckend

zusammen; „was ist dir?" fragte das Kind. — „Lichter Fackelschein fiel in unsre Hütte," flüsterte leise die Mutter, „es muß ein Fremdling nahen!" Das kluge Kind schwieg sogleich, die Gefahr erkennend, und schmiegte sich nur fester an das Mutterherz. Beide horchten ängstlich, bald hörten sie Tritte nahen; hart und gewaltsam wurde an die Thüre geschlagen und eine rauhe Stimme gebot, diese zu öffnen. Mutter und Tochter antworteten nicht; unter wilden Flüchen brach die Thüre zusammen; auf der Schwelle stand eine finstre Gestalt und leuchtete mit der flackernden Kiehnfackel in das Gemach hinein. Die Armuth, welche sich hier überall offenbarte, schien den Fremdling zu überraschen. „Wer wohnt hier?" forschte er mit heiserer Stimme. „Der Küster," erwiderte die Frau, all' ihren Muth zusammennehmend. — „Wo ist der Mann?" fragte der Unbekannte weiter, indem er in das Zimmer trat und die Fackel in den Ring der Wand steckte. Die Frau zögerte mit der Antwort; es wurde ihr schwer zu gestehen, daß ihr Mann noch einem andern traurigen Amt verpflichtet war. Wilder und drohender wiederholte der Bewaffnete seine Anfrage; da stammelte die Frau: „Mein Mann ist zugleich Todtengräber, und er ist beschäftigt, einen Leichnam

zu beerdigen, der in der Amselhöhle gefunden worden." Von dem wilden Antlitz, dem Zerrbilde finstrer Leidenschaften, floh auf einige Augenblicke der Trotz; aus seinen Blicken schwand der schneidende Hohn, mit dem er alle Gegenstände musterte; „gebt mir zu essen und zu trinken," rief er mit minder herrischer Anmaßung; „ich will euch zahlen." — Die Frau trug ein halbes Laib Brot herbei, stark mit Kleie untermischt; damals, in jener Trauerzeit, die gewöhnliche Nahrung armer Leute, dazu einen Wasserkrug und ein Näpfchen mit Salz. Der Unbekannte hatte sich auf den Holzschemel geworfen und die Füße auf seinen Reiseränzel gesetzt; die Blicke am Boden wurzelnd, gewahrte er nicht, was ihm die Armuth vorsetzte; endlich zuckte er aus seinem dumpfen Brüten auf, erblickte das karge Mahl und rief zürnend: „Das ist die Kost eines armen Sünders, die ihr mir da vorsetzt. Habt ihr nichts Besseres?" — „Es ist unsre tägliche Nahrung," entgegnete die Frau, „wir haben nichts anderes." Da verzog wieder der Hohn des Mannes Gesicht, er musterte das dürftige Strohlager, auf welchem die Kinder so ruhig schliefen, die ärmliche Kleidung der Wachenden, das Gemach, so gänzlich entblößt von allen Bequemlichkeiten, und fragte hämisch: „es

geht euch wohl recht gut?" — „Wir sind sehr arm," entgegnete die Frau. Da zuckten die wilden, stechenden Blitze in grimmer Freude auf das arme Weib nieder, und er fuhr in demselben Gifttone fort: „Wahrscheinlich eure eigene Schuld!" Die Mutter antwortete nicht, aber das Kind starrte unverwandt nach dem Sprecher; das gewahrte der Fremde, es schien ihn zu belästigen, und er grollte zornig: „Was durchbohrt mich die Dirne mit ihren schwarzen Glutaugen, als wolle sie in meiner Seele lesen?" — „Ach, lieber Herr," rief die Mutter, „die Unglückliche kann euch mit diesen Augen nicht sehen, sie ist blind!" — „Blind?" rief der Mann überrascht, aber keine Theilnahme, kein Mitleid lag in diesem Aufrufe, sondern kalter, herzloser Spott trat immer deutlicher aus demselben hervor. Er lachte wüst: „Wie seid ihr denn mit dem blinden Kinde gesegnet worden?" — „Es ist eine traurige Geschichte," erwiderte die Frau beklommen. — „Erzählt, erzählt," rief der Mann mit roher Laune; „ich höre gern Weiberschwänke." — Die Frau erzählte zögernd: „Zwei Brüder freiten um mich; der älteste war ein schöner junger Mann, aber jähzornig und wild, mein Herz fühlte nichts für ihn; ich gab seinem Bruder Hand und Herz. Darüber ergrimmte der

älteste so sehr, daß er im wilden Zorn unter das Kriegsvolk ging. Wir hörten lange nichts von ihm und glaubten ihn schon todt. Da erschien er plötzlich in dem Dorfe, welches wir damals bewohnten, g'rad zu der Zeit, wo ich mit dem unglücklichen Kinde Mutter werden sollte. Er war fast unkenntlich, ein Trinker, ein roher Raufbold geworden. Immerdar suchte er Händel mit meinem Manne; keine Schonung, keine Nachsicht konnte ihn sühnen. Ich fürchtete den Ungestümen, zitterte für meinen Martin und war nur ruhig, wenn er an meiner Seite weilte. Eines Tages mußte aber mein Mann über Land gehen und ich durfte ihn erst spät erwarten; ich hörte, daß der Bruder seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, die Schenke, am Abend in wilder Erregung verlassen; mich ergriff bange Ahnung, die Angst trieb mich meinem Martin entgegen zu gehen; schon sah ich den Ersehnten die Anhöhe niedersteigen, ich streckte ihm freundlich meine Arme entgegen und rief seinen Namen. Da lachte es grell neben mir auf; aus dem Dickicht brach der Bruder hervor und hob in rasender Wuth das Faustrohr gegen den, der mit ihm unter einem Herzen gelegen. Ich fiel dem Wüthenden in den Arm, aber schon zuckte die Flamme des Pulvers auf und schlug

mir in's Gesicht, daß ich geblendet bewußtlos niedersank. Gott hatte den Brudermord verhütet, die Kugel hatte meinen Mann nicht getroffen; der Uebelthäter war entflohn. Mir aber kehrte erst am dritten Tage das Augenlicht wieder zurück; lange rang ich zwischen Tod und Leben, und gebar endlich unter unsäglichen Schmerzen ein blindes Kind." Die letzten Worte der unglücklichen Frau hatte der Schmerz gebrochen, während das unglückliche Opfer ruhig, in stiller Ergebung da saß, und die Glutaugen ohne Sehkraft nicht von dem Fremden wandte, dessen Antlitz sich jetzt gewandelt und erdfahl geworden war; er schielte unter den buschigen Wimpern scheu nach dem Kinde, es schien, als fürchte er die blinden Augen und könne ihren Glanz nicht ertragen; doch regte er sich nicht, es war, als lausche er noch immer den Worten der unglücklichen Mutter, und als sei das, was sie berichtet, noch nicht zu Ende; endlich murmelte er finster: „Wie oft mögt ihr dem Verschmähten dafür geflucht haben?" — „Wir haben dem Unglücklichen nie geflucht," entgegnete die Frau gefaßter und ruhiger; „Gott mag die Sünde von ihm nehmen und seine Sterbestunde möge sanft sein." Da fuhr der Fremdling von dem Schemel empor, griff nach seinem Ranzen und eilte jach zur

Thüre hinaus. „Wohin wollt ihr," rief die Frau, „es ist dunkle Nacht!" — Der Fremdling kreischte: „Ich will nicht mit euch und dem Kinde unter einem Dache weilen." Bei den bekannten Lauten, die jetzt an ihr Ohr hallten, schrack die Frau heftig zusammen; einen Augenblick stand sie starr ohne Bewegung, dann eilte auch sie ins Freie und rief in die Finsterniß hinaus: „Johann! Johann! wohin willst Du? bedenke dein Seelenheil!" — Aber Niemand antwortete ihr; die Fußtritte des Flüchtigen verhallten immer ferner und ferner; sie stand allein, umschauert von der kalten Nachtluft, und trat endlich langsam in die Hütte zurück. Der Fliehende hatte die Fackel zurückgelassen, aber sie war im Erlöschen und warf nur noch ein mattes verglimmendes Licht in das Gemach. Die arme Blinde saß nicht mehr am Heerde; sie hat wohl schon das Lager gesucht, wähnte die Mutter; auch sie that dasselbe und suchte nach einem angstbeklommenen Gebete den Schlummer; aber lange währte es, eh' dieser sich ihr nahte.

Als der Morgen tagte, kehrte Martin zurück; sein Weib begrüßte ihn freundlich, aber sie sagte ihm nicht, wer in ihrer Hütte gewesen, wer ihre Ruhe abermals bedroht hatte. Auch die erwachenden Kinder umdrängten den Wiederkehrenden; aber das Auge

des Vaters vermißte ein geliebtes Kind. „Wo ist Martha?“ fragte er hastig; die Mutter warf das Auge ängstlich umher, das Lager des Kindes war leer. Ein tödlicher Schreck faßte nach dem Herzen der Mutter; sie erinnerte sich der Eigenheit des Kindes, so gern in der kalten Nachtluft zu weilen. Bebend wiederholte sie sich die Frage des Vaters, wo ist Martha? sie stürzte hinaus, ihre Blicke irrten umher auf Thal und Höhe, auf den eingezwängten Grünbach; da war kein Kind zu erspähen. Jahrelang hatten die unglücklichen Eltern Mangel, Noth, Elend und Gefahr standhaft ertragen; jetzt erst fühlten sie sich unglücklich: das arme blinde Kind war in eine Felsschlucht geschmettert oder die Wellen hatten es in die Tiefe getragen. Am Mutterherzen nagte noch eine andere Folter: jener Schreckliche, der in der Nacht zu ihr trat, konnte er nicht das Kind geraubt, konnte er nicht —?— Weinend rief sie ihres Lieblings Namen, denn von allen Kindern war ihr dieses das theuerste, weil es das unglücklichste war; doch nur der dumpfe Wiederhall antwortete ihr, nicht ihrer Martha sanfte Stimme. Da ließen sie Alles ruhen und liegen; die Mutter, der Vater, die Geschwister zogen aus, und sie stie-

gen von den Thälern zu den Bergen, aus den Höhen in die Tiefen und fanden die Verlorene nicht.

In dem Grabgewölbe der verwüsteten Kirche regte es sich, und aus der dumpfen Behausung der Todten stieg der Fremdling empor und lauschte vorsichtig, ob auch Jemand in der Nähe weile; aber Alles war still und öde, da warf er den Ranzen über, nahm das Schwert statt des Stabes in die Hand und eilte vorwärts. Als er nahe der Hütte des Küsters war, hemmte er seinen Schritt und lauschte, aber kein Leben regte sich; da schlich er langsam näher und lugte durch die Oeffnung, welche die Stelle des Fensters vertrat. Drinnen war Alles wie ausgestorben, das Gemach verlassen, die Thüre unverschlossen. Auf dem Tische lag noch das Brot, stand noch der Wasserkrug und die Salzschaale unberührt. „Das Bettelvolk," murmelte er, „ist ausgezogen zur Arbeit, zur Mühe, zur knechtischen Erniedrigung, und wenn es rückkehrt, findet es die karge Brotrinde, sich zu sättigen. Wie viele Tage ihres Lebens mögen sie gedarbt, wie viele Nächte hungrig durchwacht haben. Und auch das Kind, das blinde Kind mit den furchtbaren Feueraugen, die nach meinem Herzen starren, als wüßten sie, daß ich es war, der sie blendete, auch dieses

elende Wesen muß darben oder betteln. Ich könnte die ganze Brut reich machen, wenn ich ihnen ein Goldstück in die Hütte schleuderte.“ Er griff in den Ranzen; „aber,“ flüsterte er scheu mit veränderten Lauten, „an dem Golde klebt Blut, der Böse könnte seine Lust haben — sie sind elend durch mich, unglücklich durch mich, sie sollen aber nicht durch mich athmen zwischen Kerkermauern! — Mögen sie hungern ihr Lebelang, aber nicht wie ich —“ er schritt rasch in die Kluft hinein.

Der Abend senkte sich; keine Speise, kein Trank war über die Lippen der Suchenden gekommen; sie fühlten keines Körpers Erschöpfung, aber der Geist unterlag der folternden Marter; hoffnungsloser, trostleerer ward es in ihrem Herzen. Jetzt waren sie bis zum Fuß des Honigsteins gekommen, da hielten sie inne mit dem vergeblichen Forschen; die Mutter sank in die Knie und auch jetzt, in ihren höchsten Schmerzen noch fromm und Gott ergeben, stammelte sie: „Laßt uns beugen unsern Nacken unter den Willen des Ewigen, laßt uns beten für mein Kind, auf daß sein Ende möge sanft gewesen sein.“ Und neben ihr kniete der Vater, um die Eltern die Kinder; Alle hoben die Hände zum Himmel empor, doch nur der Kindlein Stimmen flüsterten: „Herr,

Herr, erbarme dich unsrer Schwester!" — des Vaters, der Mutter Gebet war lautlos und stumm.

Wie sie so ihre Herzen zu Gott erhoben und sich beugten im schmerzlicher Duldung dem harten Geschicke, tönte aus den Höhen frommer Sang, wie die Laute des vermißten Kindes, wie das Morgengebet, welches es zu beten pflegte. Bebend hoben die Trauernden ihre Blicke empor, da wandelte die Blinde auf des Berges höchster Kuppe, auf schwindelnden, bahnlosen Pfaden, die kein Bergwanderer, kein Mensch zu erklimmen wagen würde, zwischen Schluchten und über Felsspitzen so ruhig und sicher einher, als leite ein Engel Gottes die mit ewiger Nacht Umfinsterte. Namenlose Freude! namenlose Angst beengte der Mutter Brust, ihr Kind lebte, aber der waltende Augenblick konnte es tödten, konnte es schmettern als Leichnam zu ihren Füßen, und sie hatte es nur wiedergefunden, um sein blutiges Sterben zu sehen. Barmherzig nur wäre der Tod gewesen, der jetzt das Herz der Mutter gebrochen hätte, aber es erlag nicht der Angst, nicht der Prüfung. Näher und näher, ununterbrochen das fromme Gebet singend, stieg das blinde Kind mit sichern Tritten nieder und endlich, endlich hatte Gott Erbarmen, die mehr als menschliche Prüfung endete,

und die Gerettete lag an dem Herzen der Eltern, in den Armen der Geschwister.

Heilige Augenblicke, in denen der Mensch schon auf Erden selig ist, wie könnt' ich euch schildern, wie könnt' ich euch zeichnen. Mütter, denkt euch der Mutter Angst, der Mutter Schmerz, als ihr Kind auf steiler Höhe, auf schwindelndem Wege, den noch kein Menschenfuß betrat, wandelte; denkt euch ihr Glück, ihre Freude, als sie dieses Kind an ihr Herz drückte und die heißen Freudenthränen auf die Gerettete niederweinte; nur ihr könnt dies fühlen und empfinden, denn kein Erdgeborener wandelt in so lichter Verklärung einher, als eine Mutter; sie kann wohl das Blut in ihren Adern, aber nicht die Liebe des Kindes entbehren.

Die Vorwürfe, welche Martha erhielt, waren nur Schmeichellaute der Liebe, und das Kind schien die Gefahr gar nicht zu ahnen, in der es geschwebt hatte. „Ich habe wieder gesehen," begann es mit freudiger Geschwätzigkeit „nicht dich Mutter, nicht den Vater, nicht die Geschwister, wohl aber die wunderbare Hirtin. — Sieh Mutter, als gestern der fremde Mann aus der Hütte stürzte und du ihm nacheiltest, schlich auch ich mich hinaus, um die brennende Stirn zu fühlen und die Glut in meinem

Auge zu mildern, denn deine Worte hatten mich geängstigt; es war mir, als ob ich recht schmerzlich weinen müßte und doch hat, wie du weißt, mein armes Auge keine Thränen. Als ich draußen war und der kalte Nachtwind mich umschauerte, wurde mir wohler, ich tappte zu der alten Buche, von der man erzählt, daß eine Fei sie einst geweiht habe, und kauerte mich unter derselben zusammen. Da schien es mir, als küßten weiche Lippen meine Augen, und wie ich sie nach diesem Kusse wieder aufschlug, da sah ich! Mutter, es war keine Täuschung, ich sah wirklich! O, wie schön ist die Erde, wie ungleich schöner der Himmel; an seiner dunkeln Decke leuchteten tausend und tausend Sternlein, und als diese erloschen und schlafen gingen, röthtete sich Alles in rosiger Glut, der Himmel war ein Purpurmeer, aus welchem die strahlende Sonne empor stieg, und wie sie erschien und alles Leben in Liebe und Freude weckte, duftete es rings umher wie zur Sabbatfeier, und alle Blumen erschlossen ihre Kelche, das Weltlicht zu begrüßen. Und wie ich nun, immer seliger, umherblickte und meine Augen nicht müde wurden des Schauens, und die Schöpfung um mich immer schöner wurde, da wandte auch ich meine Blicke seitwärts, und sieh! neben mir stand

wieder die kleine Hirtin mit dem Lamme, und lächelte mir freundlich entgegen; sie faßte meine Hand und sprach zu mir: „Komm mit mir, ich will dich in meine Berge führen.“ Ich folgte ihr sogleich, wir wandelten Hand in Hand, und wohin die kleine Hirtin ihren Fuß setzte, erblühten die Blumen schöner als vorher, und ihrem Haupte umschwebten weiß gefiederte Vöglein und bunte Schmetterlinge; wir stiegen höher und höher, ohne daß ich Müdigkeit empfand, ja, es war mir manchmal, als ob mein Fuß gar nicht die Erde betrete, sondern als ob mir Schwingen gewachsen, die mich sanft und leicht durch die Lüfte führten. Als wir oben waren, umsurrten uns viele tausend kleine Thierchen, es mochten wohl Bienen sein, und setzten sich auf meine Hand, auf meine Arme, auf mein Haupt, ohne mir weh zu thun. Die freundliche Hirtin brachte mir, wie damals in dem Grabgewölbe, Milch und süßen Honig und nahm mich dann in ihre Arme, und erzählte mir, wie sie mich lieb gewonnen, und wie einst eine Zeit kommen werde, wo ich niemals von ihr getrennt sein würde. Da erinnerte ich mich euerer und es wurde mir recht bang, denn ich gedachte, wie ihr euch um mich ängstigen und euch nach mir sehnen würdet, und ich klagte der Kleinen mein

Weh; sie aber streichelte mir die Wange und sprach: „Kehre heim zu deinen Eltern, und um ihre Sorge zu mildern, sollen meine Bienlein dir Honig hinabtragen, klopfe nur dort an, wo du den Todtenwurm arbeiten hörst, allda wirst du finden den süßen Seim." Alsogleich sah ich die Bienen davon ziehen und nur wenige blieben zurück. Aengstlich fragte ich: „Wie soll ich über die Abgründe kommen, und wenn ich wieder erblinde, wer wird mich führen." Die Hirtin haschte ein Bienlein, das noch auf ihrer Hand saß, und sprach: „Diese wird dein Führer sein, so aber dich graut vor dem Wege und dein Muth wankt, bete nur ein frommes Lied, alsobald werden sich Berge und Thäler ebnen und gefahrlos dein Wandel sein. Auch wirst du nicht eher wieder erblinden, bis dich die Hand eines Sünders berührt." Ich wollte der Wohlthäterin danken, aber sie war mir entschwunden, eine Lichtwolke stieg gen Himmel, und nur das Lamm war geblieben, doch war dasselbe riesig erwachsen, kalt und steinern."

„Die Biene summte vor mir; ich folgte ihr; der Weg ging über bunte Blumenauen und über grünende Matten; das häßliche graue Gestein, welches mich von der Höhe erschreckte, zeigte sich nirgends. Da keuchte es hinter mir im eiligen Laufe; der Biene

Flug wurde schneller; ich aber zögerte, denn es war mir, als ob ich den Notbruf eines Menschen vernähme; in demselben Augenblick schwand mir die freundliche Gegend, und die Felszacken und die riesigen Trümmer zeigten sich überall und umdrängten mich in grauser Einsamkeit. Eh' ich weiter schreiten konnte, fühlte ich mich beim Kleide erfaßt; ich wollte mich umsehen, aber im Nu erblindete ich wieder und die alte dunkle Nacht umfinsterte mich abermals, und mich erfaßte das traurige Bewußtsein, daß ich fern von Menschen der Sehkraft beraubt, zwischen Untiefen und Abgründen gebannt sei; jetzt schlug ein bekannter Laut an mein Ohr; es war der des Mannes, der in vergangener Nacht bei uns weilte, aber seine Stimme war minder hart und rauh denn damals; sie zitterte in bangender Angst, und als seine Hände die meinigen faßten, waren sie glühend heiß. „Bist du wieder da, du wunderbares Kind mit den dunkeln Glutaugen?" rief er, „rette mich, laß mich nicht untergehen ohne Reue, laß mich nicht enden in Verzweiflung; sieh, schon lange irr' ich umher, der ich sonst in dieser Gegend jede Schlucht und jede Höhle kannte; aber immer wirrt er mich, der Blutige, vom sichern Wege ab, und nimmer kann ich den Horst erreichen.

Führe du mich den rechten Weg, zeige du mir den Pfad zu meiner Freistätte." — Ich arme Lichtberaubte sollte ihm, dem Sehenden, die Pfade über die Abgründe zeigen? Aber er schien das Thörichte seiner Forderung nicht zu begreifen, seine Angst steigerte sich immer mehr und er murmelte: „Sieh, ich hab' ihn erschlagen, dessen Schatten sich an meine Ferse bannt, aber ich glaubte recht zu thun, denn sein Herz war noch böser, als das meinige; er war mein Verführer, er trieb mich zum Spiel und zum Trunke, sein ist die Schuld meiner Verdammniß; er war mein Meister, ich sein Knecht. Und da wir nun den Schatz holen wollten, der in der Räuberburg seit vielen Jahrhunderten vergraben lag, schlossen wir einen Pact, daß er redlich getheilt werden sollte. Mein war das größere Recht an demselben, hatte ich doch sein Dasein ergründet, euch gestohlen aus dem Bibelbuch deiner Mutter, wie ich dir das Licht deiner Augen geraubt. Da wir ihn nun gehoben hatten unter schaurigen sündigen Gebräuchen, unter des Nachtwindes eisigem Hauche, unter dem Gekrächze der Eulen und Todtenvögel, blendete ihn der Glanz der Kleinodien, und er wollte mir nicht herausgeben meinen Antheil, wie ich auch schmähte und drohte. Als wir nun standen auf der Höhe

des Amselsteines, wo unsre Wege sich schieden und er noch immer bei seinem Unrecht verharrte und hohnlachte meiner Wuth, erschlug ich ihn, nahm ihm den Raub ab und schmetterte seinen Körper in die Amselhöhle. Nur der bleiche Mond sah die That, der Wassersturz überrauschte sein Sterberöcheln, dennoch wurde der Mord und der Thäter verrathen, und die Häscher verfolgten mich, nicht um die That zu strafen, nein, um mir das Gold und die Edelsteine abzunehmen. Aber es soll ihnen nicht gelingen; dein soll der Schatz sein, du sollst ihn erben, aber erst will ich ihn entsühnen von dem Verbrechen, das an ihm haftet.''"

Wie dem Erwachsenen mit allem Ringen nimmer es gelingt, die Lehre des Erlösers: es sei denn, daß ihr umkehrtet und werdet wie die Kinder! ganz zu befolgen, so wird es ihm auch unmöglich die Naturlaute der Kindheit wiederzufinden. Der Schreiber dieses giebt daher die Folge von des Kindes Erzählung mit seinen Worten, mit dem Nachhall seiner Gefühle.

Das Schauergeständniß des Verbrechers erschütterte Martha's Seele; aber es konnte nicht vernichten das heilige Mitleid, welches sie für den Gefallenen empfand. Sie erinnerte sich der Lehre ihrer

wunderbaren Freundin, welche sprach: „Wenn dein Muth schwindet und dein Herz sich beängstigt fühlt, so bete nur.“ D'rum faßte sie die Hände des Verzweifelnden und mahnte ihn: „Bete, bete zu Gott um Erbarmen, und der blutige Schatten wird von dir weichen und dir wird leichter und wohler werden.“ Aber er lachte graß auf und erwiderte: „Ich habe nicht gebetet seit meinen Kindertagen, und jeder fromme Spruch ist aus meinem Gedächtniß gewichen.“ — „So will ich dich beten lehren,“ sprach das Kind; sie faltete seine Hände und betete ihm vor die einfältigen Kinderweisen; mühsam stammelte er ihr die frommen Sprüche nach, doch die finstern Schatten von dem verzerrten Antlitz schwanden, wie er so mit ihr betete, und endlich sprach er: „Ich fühle mich leichter und seltsam beruhigt; der Blutige ist von meiner Seite verschwunden. Könnt' ich nur aus diesen Irrpfaden hinaus finden, ich wüßte eine sichere Freistätte der Buße und Reue.“ Die Kleine erwiderte mit freudigem Muthe: „Gott wird uns leiten! gieb mir deine Hand, ich will dich führen.“ So geschah es; am tiefen Abgrunde, wo der Erwachsene zitterte und zagte, wandelte ruhig und lächelnd das Kind. So ist es wohl noch oft im Leben, was in reifen Jahren der Mensch nicht

zu erzwingen wagt, erringt spielend das Kind; nicht darum, weil es die Gefahr nicht sieht und kennt, sondern weil es reinen Herzens wandelt. Endlich hielt der Flüchtling inne und sprach: „Nunmehr erkenne ich die Wege und erblicke in der Ferne den Hockstein, das Ziel meiner Wanderung. Hab' Dank, du Retterin meines Leibes und meiner Seele! wo aber bleibst du? du kannst mir nicht folgen, denn meine Wege sind nicht die deinen. Wie wirst du heimkehren? wir stehen auf schwindelnder Höhe und gestohlen hab' ich dir das Licht deiner Augen, noch eh' du geboren wurdest, nicht einen Schritt kannst du wagen, ohne den Tod herbei zu rufen.“ Martha erwiderte mit gläubigem Vertrauen: „Gott wird mich schützen, er wird mich führen, so es sein Wille ist, daß ich die Eltern wiederfinde; wenn aber dies nicht geschieht und mich aufnimmt ein tiefer Abgrund, falle ich auch dort in seine Arme.“ Sie hörte jetzt das Bienlein lauter surren; noch einmal lächelte sie dem Geretteten freundlich zu und begann dann muthig ihren Rückweg. Er aber, der Sündenbeladene, war in die Knie gesunken, streckte die Arme nach der sich Entfernenden aus und stammelte ihr heiße Wünsche nach; dann schlug er die Hände vor's Gesicht, und ohne umzusehen eilte er von

dannen, denn das blinde Kind wandelte eben an einem Abgrunde, wo ein einziger kleiner Fehltritt ihr Leben sogleich enden mußte. Er fürchtete des Kindes Sterbegeschrei zu hören, statt dessen erklang sein frommer Sang und verhallte bald in weiter Ferne. —

„Kind,“ sprach die Mutter, als Martha geendet hatte, tief erschüttert von des Kindes grauenvoller Erzählung; „Deine Einbildungskraft hat dich abermals getäuscht und du hast — wie schon oft — Traum und Wirklichkeit verwechselt.“

Die Kleine schüttelte ernst das Köpfchen: „Mutter,“ erwiderte sie, „kein Traum hat mich getäuscht; es war Alles so, wie ich es erzählt habe, und zum Beweise, daß ich Wahrheit gesprochen, will ich den Ort suchen, wo die gute Hirtin uns den Honig bewahrt;“ sie tappte am Fuße des Gesteins umher, blieb manchmal stehen und lauschte aufmerksam, aber nichts Ungewöhnliches ließ sich hören; so kam sie an einem alten abgestorbenen Baumstamm vorüber, da wandte sie plötzlich zu diesem ihre Schritte, horchte noch eine Weile und klopfte dann freudig an den Stamm; ein Theil des verwitterten Baumes brach bei der leisen Berührung und zerstäubte rings umher, und in dem Innern zeigte sich ein

reicher Vorrath des goldblinkenden Honigs. Jubelnd begrüßten die Kinder den Fund und begannen ihn emsig einzusammeln; selbst die Mutter lächelte freundlich ihrer Tochter zu, die von guten Geistern so offenbar beschützt worden. Nur der Vater allein stand ernst, er schien in seinem Innern andern Gedanken verfallen, er trat zu seinem Weibe und flüsterte: „Käthchen, der Mann, der gestern, als ich abwesend war, in unsre Hütte einsprach, war er —?" „Er war es," zitterte eben so leise die Frau. Da rief der Bruder tief ergriffen: „Herr, Herr, erbarme dich des Sünders und geh' gnädiglich mit ihm zu Gericht."

Als die armen Glücklichen nach Hause kamen, traten ihnen Häscher entgegen und sprachen: „Wir verfolgen den Mörder desjenigen, den du gestern begraben; er soll hierher geflüchtet sein. Habt ihr Niemand gesehen?" Da erbleichte der Bruder des unglücklichen Verfolgten, da erzitterte sein Weib; aber das blinde Kind antwortete ruhig: „Ich und die Eltern und alle Geschwister waren abwesend den ganzen Tag und kehren, wie ihr seht, erst jetzt wieder heim und wissen nicht, wer hier gewandert." Die Häscher zogen ab.

Einige Monden waren vergangen, der wilde

Kriegszug hatte sich aus der Gegend entfernt; das Thal hatte seine vorige Ruhe wieder erlangt. Der kleine Fund hatte der Armen Lage verbessert und es war wirklich, als ob das Glück den Dürftigen wieder lächeln wollte, aber da kam ein andres Bangen über die schwer Geprüften. Die Wange des blinden Kindes erbleichte von einem Tage zum andern mehr; sie war gehorsamer und folgsamer denn jemals ihren Eltern, sie war weicher und zärtlicher gegen ihre Geschwister, aber auch zugleich stiller, in sich verschlossener als früher. Die Eltern wähnten sie Anfangs krank, aber sie klagte über keinen Schmerz, sie lächelte nur wehmüthig, ohne ihrer Empfindung Worte zu geben. Oft verstummte sie mitten in der Rede und lauschte in die Ferne hin, und drückte die Hand gegen das Herz, als wollte sie sich und Andern ein Leid verhehlen. In einer Nacht, wo die Mutter noch wachend an dem Lager des geliebten Kindes saß, erhob sich dieses und begann heiß und innig zu beten, dann begann es leise zu flüstern, als spräche es mit Jemandem, den es zu trösten und zu ermuthigen suchte; zuweilen schwieg die Kleine lange und es war dann, als ob sie einer Antwort lausche, und wie zur Gegenrede tönten hierauf abermals fromme Worte von ihren Lippen. Der Mut-

ter Herz klopfte ängstlich bei diesem sonderbaren Thun, dennoch wagte sie nicht das Kind zu stören; sie weckte nur leise ihren Mann, und Beide lauschten nun dem sonderbaren Benehmen der Blinden, und beteten leise mit, wenn Martha laut ihre frommen Sprüche sprach. Jetzt wurde das Gebet inniger, aber zugleich auch schmerzreicher; nur stockend und bebend brach es aus der beengten Brust hervor; des Kindes gefaltete Hände waren bleich wie die eines Todten geworden, auf dem Antlitz lag ein tiefes Leid, und aus den geblendeten Augen brachen die ersten Thränen ihres Lebens hervor. Zu derselben Zeit schlug in dem Thurm der verwüsteten Kirche die Glocke dreimal langsam an; die Mutter erbebte und starrte fragend zu ihrem Manne hinauf; er flüsterte leise: „Es ist der Sturm, der durch den Glockenthurm zieht.“ Aber draußen war es stille, ruhige Gottesnacht. Die Blinde war von den Glockentönen aus ihrem sonderbaren Schlummer erwacht; „hörtet ihr den Todtenruf?“ flüsterte sie mit dem zitternden Nachhall ihrer innern Erregung; „so eben starb der Ohm, er hat gebüßt und bereut, und ich habe seinem Sterben gebetet. Sein Leichnam liegt in einer tiefen Kluft, zu der nur ein grausender Weg in der Erde Inneres hinabführt; er darf

dort nicht modern unbegraben; wenn der Morgen beginnt und ihr wieder im Licht des Tages wandelt, werd' ich euch leiten zu seiner Sterbeklause, damit ihr ihn bettet, dort wo er büßte und endete.“ Die Eltern wagten nun nicht mehr dem Kinde zu widersprechen; als das Frühroth in das Thal niederleuchtete, nahm der Vater seinen Grabesspaten, die Mutter ein weißes Bahrtuch, die Kinder bunte Blumen, und so gingen sie hinaus auf jene Wege, wohin der Drang die Blinde rief. Immer mehr nahten sie sich der Veste Hohenstein; von ihrer Besatzung begegneten ihnen Kriegsknechte, die noch immer den Flüchtling suchten, denn in der ganzen Umgegend hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Verrvehmte dem Erschlagenen des Goldes und der Edelsteine viel abgenommen habe. Schweigend zogen Eltern und Kinder der bewaffneten Schaar vorüber und blieben von derselben, in ihrer nicht zu verkennenden Dürftigkeit, unbeachtet. Nun standen sie endlich auf dem Hockstein; sie erblickten nichts, als in der Ferne die Thürme der gegenüber liegenden Veste, in der Nähe nichts als graue zackige Felsmassen, mit dunkelm Moose bedeckt; das blinde Kind nahte einer engen, finstern Felsspalte und sprach: „Hier müssen wir niedersteigen!“

Da umfaßte mit ängstlicher Hast die Mutter ihr Kind und rief: „Um Gotteswillen, mein thörichtes Töchterlein, wage das nicht; ein einziger Schritt in diese finstre Schlucht würde dein Tod sein! o du kannst nur die Schauer nicht sehen, welche aus diesem finstern Steingrabe sich uns entgegen drängen. Nicht für Menschen ist diese Tiefe betretbar, nur ein Aufenthalt der wilden Thiere kann sie sein.“ — „Du hast Recht, Mutter,“ entgegnete die Blinde, „der hungrige Wolf haust in derselben und lauert dort auf seine Beute.“ Und wie sie das sprach, keuchte es unten in der dunkeln Kluft, und hervor stürzte mit hoch empor gesträubtem Haar und blutlechzender Zunge ein solches Raubthier und warf die rollenden Augen wild und unstät umher, spähend, welches Opfer er zuerst erfassen konnte. Wie aber dem Unhold das blinde Kind ruhig mit gefalteten Händen entgegen trat, heulte er laut auf vor Furcht, wandte sich zur schleunigen Flucht und stürzte an den grauen Felswänden hinab. Die Eltern und Kinder standen erstarrt vor der furchtbaren Gefahr, von welcher sie eben bedroht gewesen. Die Mutter zog das blinde Kind mit Gewalt zurück und rief: „Flieh mit uns! nimmer sollst du die gräßliche Schlucht betreten, die in den Grund der Erde führt.“

Sanft wand sich Martha aus den Armen der besorgten Liebe und erwiderte: „Mutter, ist dein Glaube an Gott so schwach, daß du wähnst, du seist in der Erde weniger unter seiner Obhut, als auf derselben?“ — Von diesem Vorwurfe betroffen schwieg die Zagende und wagte, trotz ihrer Angst für ihrer Lieben Leben, keinen Einwurf mehr. Die Blinde betete: „Herr, in deine Hände befehl' ich meine Wege, und so stiegen sie alle hinab in jene enge Kluft, wo der Fels von einander gespalten im schlängelnden Gewirre sich oft so sehr verengt, daß nur mit Mühe sich ein Mensch durchwinden kann, und der oft so steil niedersinkt, daß bei dem lichtlosen Dunkel der Fuß keinen Halt gewinnen kann. Ungleich gefährlicher und furchtbarer als jetzt war damals dieser Schauerpfad, wo ihn noch nicht die Menschenhand gelichtet hatte. Des blinden Kindes fromme Laute waren der Ruf, dem die Furchtsamen folgten, so erreichten sie endlich den Grund der Wolfsschlucht und standen in einem öden Felsthale, das nirgends eine Fernsicht gewährte, und über welchem das Auge nur die Wolken des Himmels erblicken konnte; selbst der Sturm hatte in diesem engen Felskessel keine Macht, keine Sprache; Alles war hier öde, lautlos, des

Todes Vorbote, und so zeigte sich in jener Höhle, am Ausgange des Felsenrisses, in einem Raum, der wie ein Sarg nur wenige Fuß maß, der Leichnam des Verblichenen. Nur Gott allein konnte wissen, wie seine Sterbestunde, sein letzter Lebenskampf gewesen. Bleich und abgezehrt war seine Wange; eine gräßliche Furcht erfaßte die beiden Eheleute, sie wähnten anfangs, er sei den Foltern des Hungertodes anheim gefallen; aber neben seinem Ränzel lag noch ein halbes Brot, stand noch ein Krug Wasser unberührt — dieselbe Speise, welche er einst in der Hütte verschmäht hatte. Seine Hände waren wie zum Gebete gefaltet, sie umfaßten einen kleinen Zettel, auf welchem stand: „Die blinde Martha ist die Erbin dessen, was man bei mir findet.“ Niemand achtete in diesem Augenblicke des Reichthums, sondern alle umstanden in frommer Rührung den Leichnam des Verstorbenen und weinten auf ihn nieder. Der Tod löscht ja jeden Groll und jede Zwietracht, und nur das Mitleid und die Liebe stehen an dem Bette des Geschiedenen. Endlich ging der Bruder an seine traurige Arbeit, und wie diese gethan und die Gruft gegraben war, bekleidete die Frau den Todten mit dem weißen Linnen, und dann senkten sie ihn hinab und wölbten

leise über ihn des Grabes Decke von Erde und Gestein; die Kinder schmückten sie mit ihren Blumen und Martha betete: „Herr, sei gnädig seiner Seele!“

Ueber Erwartung groß war an Gold und Kleinodien der lang verborgene Schatz, nur wenig änderte der Fund in dem Leben der Genügsamen; sie lebten stille und einfach wie zuvor; doch kein Dürftiger, kein Armer ging unbegabt von ihrer Thüre, und immer war es Martha, die zu der Gabe dem Unglücklichen noch Trost und Ermuthigung spendete.

ließ über ihm des Grabes Decke [illegible] und Ge-
stein; ihre Kinder schmückten sie mit ihren Blumen
von Martha unter: „Herr, sei gnädig seiner Seele!“
[illegible] groß über [illegible] Gute und Kir-
[illegible] lang verborgene Schatz, nur wenig [illegible]
[illegible] Leben der Genügsamen, sie
lebten still und einfach wie zuvor; doch [illegible]
[illegible] Armen ging [illegible] von ihrer Thür,
und [illegible] Martha [illegible] in der [illegible] dem
[illegible] noch [illegible] Beruhigung spendete.

Der Schläfer.

Schloß Lohmen.

VI.

Der Schläfer.

Wie wunderbar die Vorsicht oft errette,
Lehrt Hartmann uns. — Er glaubt, er steig' ins Bette,
Und stürzt' halb schlafend in die Tief' hinab;
Und fand doch nicht den Tod in Wellen,
Und fand — fiel er gleich achtunddreißig Ellen,
Doch nicht durch diesen Fall sein Grab;
Dankt Gott, der ihm zu helfen eilte,
Dem Menschenfreund, der Pfleg' und Unterhalt ihm gab,
Und seinem Arzt, der ihn so glücklich heilte.

Dieses veraltete Gedicht ist die Urkunde der nachfolgenden Erzählung:

Hartmann war der wackerste, stattlichste Bursche in dem Dorfe Lohmen; die hübschesten Dirnen lächelten ihm entgegen, und Jung und Alt waren ihm gut. Die reiche und schöne Hedwig war stolz darauf, seine Braut zu sein, und bei ihrem Glücke

trübte sich nur ein Auge mit verborgenen Thränen; es war das ihrer Schwester. Gretchen war minder schön, minder reich, denn Hedwig hatte von einer fernen Anverwandten einen bedeutenden Mahlschatz geerbt, aber Gretchen und Hartmann waren mit einander aufgewachsen, und das arme Mädchen hatte schon als Kind den braven Burschen lieb gewonnen; da kehrte nun aber die reiche, die schöne Schwester, eitel und gefallsüchtig, in's Haus zurück, und es geschah, was sich schon tausend Mal auf dem Erdengrund begeben: ein Herz brach, während das andere obsiegte. Alle Vorbereitungen zu der nahen Verbindung wurden bereits getroffen; ein herrliches Ackerland war zu verkaufen, dieses sollte Hartmann erwerben, und dann die Hochzeit gefeiert werden. Er ging deshalb in die Stadt, um das Erbe seines Vaters zu erheben; Geld und Zinsen wurden ihm ausgezahlt, doch war es spät geworden, und er eilte mit seiner Silberbürde auf dem Rücken mit schnellen Schritten nach Hause, denn er hatte der Braut versprochen, zeitig heim zu sein. Vielleicht war ihm diese Eile verderblich, vielleicht erkrankte er schon unterwegs, denn er klagte einigen Bekannten, die ihm begegneten, über Kälte, während die Sonne glühend heiß ihre Strahlen niedersandte.

In seiner Wohnung angelangt, wollte er nur schnell das Geld in die Truhe werfen, und dann zu der Geliebten eilen. Der Schlüssel war verlegt; er konnte ihn nicht finden, und während er so ungeduldig umher suchte, schlug plötzlich die Feuerglocke an. Hartmann erschrak, wie leicht konnte es in der Nähe von Hedwig's Wohnung brennen; er stieg auf den Boden, nirgends gewahrte er Flammenschein; dennoch fühlte er sich nicht beruhigt und eilte zu der Braut. Dort schallte ihm frohes Gelächter und eine ihm verhaßte Stimme entgegen. Gratz, der reiche Müllerssohn aus der Nachbarschaft, der auch um Hedwig geworben, war bei ihr.

Hartmann's Eifersucht loderte wild auf, hastig riß er die Thüre auf, um die Unterhaltung zu stören. Im blinden Zorne strauchelte er über die Thürschwelle, fiel, und schlug bewußtlos nieder. Das rohe Gelächter des Nebenbuhlers, und das nicht minder verletzende seiner Braut, rief ihn in's Leben zurück. In stummer Angst hatte ihn Gretchen aufgehoben, uud Hedwig fragte, seine Schmerzen nicht beachtend: „Wo ist das Geld?"

„Das Geld," wiederholte Hartmann, in dumpfer Betäubung seine blutunterlaufene Stirne fassend, „ich besinne mich nicht, wo ich es gelassen; als ich

die Feuerglocke hörte, warf ich es von mir, und eilte zu dir."

„Um Gotteswillen," rief Hedwig unwillig, „wie kannst du so unvorsichtig handeln; der Feuerlärm bedeutete nichts; am anders Ende des Dorfes leuchtete es aus einem Schornsteine; jede Gefahr ist schon verschwunden. Wenn nun indeß dein Geld dir gestohlen wäre?"

Die beiden Schwestern eilten sogleich mit ihm in seine Wohnung; der Schlüssel steckte in der Truhe, den Hartmann vorhin gesucht hatte; aber das Geld war weder im Kasten, noch sonst im Zimmer zu finden. Sie stiegen auf den Boden, von welchem Hartmann nach dem Feuer geschaut hatte; auch dort zeigte sich nichts. In immer steigender Angst suchte Hartmann vergebens die Erinnerung des Geschehenen zurückzurufen, aber ein betäubender Schmerz, die Folge des jähen Falles, raubte ihm jede Besinnung, umsonst war alles Suchen. Da rief Hedwig zürnend: „Du bist nun ein Bettler, und einem solchen geb' ich meine Hand nicht."

Diese harten, lieblosen Worte schienen den armen Hartmann in seinem ohnehin betäubten Zustande völlig zu vernichten; sein Gesicht erbleichte, seine Lippen zitterten, er schien etwas sagen zu wollen,

aber das erloschene Auge auf die Braut gerichtet, sank er abermals nieder und erwachte nur in heißen Fiebergluthen. Lange lag er lebensgefährlich darnieder. Hedwig beachtete ihn ferner nicht; mit dem Verlust des Geldes hatte sie ihr Herz von ihm gewandt, und während er mit des Todes Grauen kämpfte, feierte sie die Hochzeit mit dem Müllersohne. Aber Gretchen saß an seinem Lager und pflegte sein, wo sie nur konnte und durfte. Und wenn in seinen Fieberträumen ihm einige lichte Augenblicke wurden, erblickte er nur Gretchen, und wie, nach des Arztes Aussage, die gefährlichen Stunden vorüber waren, und zum ersten Male sein Auge wieder dem Leben und dem geistigen Bewußtsein sich öffnete, kniete Gretchen zu seinem Haupte und weinte heiße Thränen.

„Wo ist Hedwig?“ fragte er leise, indem seine matte, entkräftete Hand sich mühte, der treuen Wärterin Thränen zu trocknen. Gretchen wagte keine Antwort; da aber Hartmann seine Frage wiederholte, stotterte sie endlich das Geständniß des Geschehenen. Fast gleichgiltig, nur mit einem schmerzlichen Lächeln, hörte der Kranke die Kunde von Hedwigs Untreue; die Liebe zu ihr schien in seinem Herzen erstorben zu sein.

Aber auch jetzt, nachdem ihn die heißen Fiebergluten gänzlich verlassen, mühte er sich vergebens, sich zu besinnen, wo er das Geld gelassen. Außer dieser Gedächtnißschwäche ließ die Krankheit oder der vorhergegangene Fall noch eine traurige Nachwirkung in ihm zurück. Der frohe, lebensthätige Jüngling war wie verwandelt; wie im Traume befangen, saß er in sich versunken da, und als er nun immer mehr genas, zeigte sich an ihm eine wachsende Schlafsucht, der er nur selten zu widerstehen vermochte. Er schlief, wenn er arbeitete, er schlief, wenn er aß und trank, er schlief sogar im Gehen, und dieser unglückliche Zustand rief den Spott der Rohen und das Mitleid der Bessern auf; doch wurde er von Allen gemieden, „denn,“ sprach der Aberglaube, „es ist ihm was angethan;“ und wirklich hatte es etwas Abschreckendes, wenn der bleiche, abgezehrte Jüngling mit geschlossenen Augen daher wandelte, und Alles, was er begann, im halben Traum vollendete. Nur Gretchen hing um so inniger an ihm, da er so unglücklich war, und litt schweigend den Spott ihrer Schwester, die manchmal in das Dorf einkehrte, um zu prunken, und die ihren ehemaligen Bräutigam jetzt nur die Schlafmütze nannte, ohne in ihrem Gewissen zu empfin-

den, daß sie allein die Schuld seines unglücklichen Zustandes trug.

Die Sorgen mehrten sich; die Krankheit hatte viel gekostet; Hartmann war in Schulden gerathen und von harten Gläubigern beängstigt. Um die Noth in Etwas zu mildern, vermiethete er sich als Hofknecht auf dem Schlosse. Der Burgverwalter war ein rechtlicher aber strenger Mann, er glaubte Hartmann's Schlafsucht dadurch zu heilen, daß er ihn immer thätig zur Arbeit anhielt. Der arme Hartmann that willig, was in seinen Kräften war, aber des Schlafes konnte er sich dennoch nicht entwehren.

So saß er eines Sonntags mit Gretchen auf der steinernen Bank des Altanes, welcher die beiden Flügel des Schlosses vereinet, von hier senkt sich der Fels, auf dem das Schloß gegründet, achtzig Fuß in die steile Tiefe hinab. Gretchen mühte sich, den armen Hartmann wach zu halten, sie weckte ihn, wenn ihm die Augen zufielen, und klagte endlich: „Ist es dir denn gar nicht möglich, lieber Hartmann, dem Schlafe entgegen zu kämpfen?"

„Es ist mir nicht möglich," entgegnete Hartmann, „sieh, liebes Gretchen, wenn es nur einen Augenblick ruhig um mich ist, so ist mir gleich, als töne mir der Mutter Wiegenlied, mit dem sie

einst meinen kleinen, sterbenden Bruder zum ewigen Schlaf einsang; das klingt dann so weich, so lokkend, so Friede und Schlummer rufend, daß ich nicht widerstehen kann, und die Augen schließen muß. Sodann ist mir aber gleich recht wohl, denn alsobald umgaukeln mich liebliche Träume, in denen ich recht glücklich bin.“

„Ach, die Träume,“ rief Gretchen, „sie sind wohl recht schön, aber nach dem Erwachen tritt das Leben desto finsterer einher. Auch ich erinnere mich, einmal recht lange einem thörichten Traume nachgehangen zu haben. Du weißt, daß meine Eltern nicht immer hier lebten, sondern früher in Langhennersdorf haus'ten, wo, als wir hieher zogen, meine Schwester bei der reichen Base zurückblieb. Wenn ich nun die Base und die Schwester besuchte, betrat ich gern die Dorfkirche, in der ich einst getauft worden. Eines Tages war die Schwester recht hart gegen mich, sie machte mir bemerkbar, wie unschön ich gegen sie sei, und wie ich mein ganzes Leben lang, da sie die Base beerbte, von ihrer Gnade abhängen würde. Das that mir sehr wehe, ich eilte in die Kirche, um mein Herz vor Gott zu entladen; indem ich dort betete und so recht schmerzlich über meine trostlose Lage weinte, kam es über mich wie

ein sanfter Schlaf, und in diesem Schlummer tauchte vor mir eine Gestalt auf, fast meiner seligen Mutter ähnlich, und dennoch anders; die Erscheinung war wie aus Nebelduft gewoben, sie trug ein graues Gewand, eine faltige Schaubenmütze, an dem Gürtel eine Tasche und einen großen Bund Schlüssel, sie sah recht wirthlich und würdig aus, und sprach zu mir: „Ich bin die Urmutter deines Geschlechtes, und will das Unrecht, so deine Verwandten dir thun, gut machen. Unter dir, an der Stelle, wo du eben dein Gebet gesprochen, liegt ein Schatz, den ich dir bestimme, und der dir Segen bringen wird.“

„Es zuckte wie ein Blitzstrahl durch meinen Körper; ich erwachte in freudiger Hoffnung; der Gottesdienst war geendet, die Kirchengänger kehrten heim, ich aber bückte mich und suchte lange am Boden, aber ich fand nichts, gar nichts, und mußte endlich, da der Küster die Thüre schließen wollte, auch die Kirche verlassen; aber lange blieb mir der Traum im Gedächtniß, und es zog mich immer und immer wieder in die Kirche, aber nie habe ich etwas gefunden.“

„Dennoch!“ rief Hartmann, mehr als gewöhnlich erregt, „ist dein Traum sonderbar, und gerade wie dir, ist es auch mir; wie es dich zwingt, im-

mer vergebens zu suchen, so ist mir, als ob ich jeden Augenblick mich entsinnen müßte, wo ich das Geld gelassen. Aber Stunden und Tage vergehen, und dunkel bleibt es in meinem Gedächtniß."

Er verstummte und versank wieder in sein stilles Brüten, die Augen schlossen sich, und er war abermals entschlummert. Noch ehe ihn Gretchen wekken konnte, fuhr er selbst aus dem Schlafe empor, stierte Gretchen lange an und rief:

„Gretchen, ich habe eben deinen Traum geträumt, aber mir ist, als müßtest du nicht am Boden in der Kirche, sondern unter derselben suchen." Und sich eines Gedankens immer mehr bewußt werdend, setzte er lebhaft hinzu: „Hast du nicht gehört, wie in den bösen Kriegstagen, deren so oft und so viele über unser Land gekommen sind, die Dörfer und Städter ihr Gut und ihre Habe in Schluchten und und Höhlen bargen. Nun geht die Sage, daß die Zwerghöhle in Langhennersdorf sich bis unter die Kirche erstrecken soll, ist es daher nicht möglich, daß deine Voreltern dorthin ihr Gut gebracht, und daß das Verborgene dir zum Erbtheil bestimmt ist?"

Gretchen fand dies sehr glaublich, sie verabredeten miteinander, nach Langhennersdorf zu wandern;

sie zweifelten Beide nicht mehr an der Erfüllung des Traumes, und waren in diesem Wahne glücklich.

Ach, wir Menschen bleiben immerdar Kinder; gebt einem Unglücklichen nur eine ferne Hoffnung, nur einen matten Lichtblick in seiner dunkeln Lebensnacht, und er hat alle Trauertage der Vergangenheit, alle trüben Stunden der Gegenwart vergessen.

Nur mit Mühe gelang es Hartmann, sich einen freien Tag zu erbitten, er mußte geloben, die dadurch versäumte Arbeit nachzuholen; er that dies Versprechen gern und willig.

Schon am frühen Morgen wandelte Hartmann und Gretchen Hand in Hand nach Langhennersdorf; Hartmann's Seelenstimmung war durch die Hoffnung so erstarkt, daß sie selbst auf seinen Körper wohlthätig wirkte, und die böse Schlafsucht an diesem Tage ihm ganz fern blieb; er lächelte nur immerfort recht selig vor sich hin, und drückte Gretchen's Hand oft recht innig. Als sie in Langhennersdorf anlangten, war gerade die Kirche geöffnet, obgleich kein Fest= oder Bettag war; sie betraten das Gotteshaus, und stiegen sodann in die Höhle, das Zwergloch genannt. Doch wie sie auch hier emsig suchten, nichts fand sich, der Boden war fe=

stes Gestein und zeigte keine Spur, daß etwas darin verborgen war.

Unermüdlich begannen sie auf's Neue zu suchen, und immer zeigte sich derselbe Erfolg; da begann endlich ihr Muth zu sinken, ihre Hoffnung zu schwinden, Gretchen hatte schon mehrere Male zur Rückkehr gemahnt; Hartmann zögerte noch immer und untersuchte auf's Neue jede Felsenspalte. Jetzt stand er vor einer Vertiefung der Höhle, in welcher loses Gestein aufgehäuft war; mit Anstrengung aller seiner Kräfte rollte er die schweren Steinwürfel seitwärts, die Schlucht war völlig unerhellt, und es war ihm unmöglich zu erspähen, ob der Raum sich weiter ausdehne oder nicht. Mit den Händen umhertappend wagte sich Hartmann vorwärts; kaum aber hatte er das ängstliche Gretchen verlassen, so schrie er freudig auf, und rollte ein kleines Fäßchen vor sich her. In der Dämmerungsnacht der Höhle konnten sie nicht erspähen, wie eigentlich der Fund beschaffen war; aber das Fäßchen war schwer, für Gold zu groß, es mußte des Silbers viel enthalten.

O, welch' glückliche Wahnbilder, welche herrliche Hirngespinnste schufen diese kurzen Augenblicke; endlich gelang es ihren vereinten Bemühungen, die

Tonne an's Licht des Tages hinaus zu tragen. Es war ein eichenes Fäßchen, stark mit eisernen Reifen beschlagen, und um das Gewissen der glücklichen Finder völlig zu beruhigen, fanden sie in demselben Gretchen's Geschlechtsnamen eingebrannt. Es war kein Diebstahl, kein schnöder Raub, die Arme hatte nur ein väterliches Eigenthum wieder gewonnen. In ihre Herzen kam kein Zweifel mehr, und so sanken sie in die Knie und dankten Gott für seine Güte und Gnade. Niemand war in der Nähe; Alles war öde und stille, die so menschliche Neubegier war wohl verzeihlich; Hartmann mühte sich, das Fäßchen zu öffnen; nur nach vieler Mühe gelang es ihm. Aber jetzt entschwand auch die glückliche Täuschung, kein Gold, kein Silber zeigte sich, das Fäßchen war nur mit Korn gefüllt, hatte nur Werth für einen Hungrigen.

Verstummt blickten sich Beide an, nichts war in dem Fasse mehr aufzufinden; aber das Korn war wunderbar erhalten; es war nicht verdorben, nicht ausgewachsen, nicht vom Brande angetastet; es schien, als wäre es erst jüngst gereift; hatte die trockene, kühle Felsgrotte dasselbe so gut bewahrt, oder wirkte wirklich ein höherer Wille hier ein?

Gretchen füllte mit dankbarer Ergebung ihr Erbe

wieder in das Fäßchen. Hartmann half ihr, aber dennoch war sein Muth gebrochen, seine Hoffnungen dahin. Vereint trugen sie den Fund nach ihrem Dorfe zurück, aber mit jedem Schritte wurde Hartmann schweigsamer und bald wandelte er wieder mit geschlossenen Augen dahin. Gretchen übernahm es nun allein, die Last zu tragen, und alle vernichteten Freudentempel im tiefsten Herzen bergend, suchte sie durch fröhliches Geplauder den armen Hartmann wach zu halten, und seinen finstern Sinn zu erheitern.

Früh am andern Morgen rief ihn die versäumte Pflicht, er arbeitete sonder Rast, der finst're Groll vernichteter Hoffnungen erstarkte ihn, und wie die Sonne auch brannte, die Schlafsucht kam nicht über ihn. Aber am Abend war seine Kraft gebrochen, wie das Tagewerk vollbracht war, wankte er zu der steinernen Bank, auf der er vor wenig Tagen mit Gretchen die gold'nen Bilder der Zukunft geträumt hatte, und starrte verdrossen in die schroffe Tiefe, auf welcher bereits dunkler Schatten lag. Bald entschlief er, fest und traumlos, aber der kalte Nachtwind schüttelte ihn wieder wach. Er fuhr empor; ihm war es, als ob er sich in dem Stalle neben seinem Lager befinde, und schlaftrunken stieg der

Unglückliche, in dem Wahn, in sein Bett zu steigen, über das Geländer des Altans, und stürzte mehr denn siebenzig Fuß nieder *).

Aber selbst dieser Fall, selbst der Bruch beider Beine konnte seinen eisernen Schlaf nicht stören, in seinem Blute schlummerte er fort und träumte unter Körperqualen die Bilder einer glücklichen Zukunft. Am Morgen, als die Sonne den Tag röthete, weckte ihn der Schmerz, er wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, und sein Auge sah jetzt den Altan, auf welchem er entschlafen, hoch über sich, und sich selbst am Fuße des Felsens. Sein Hilferuf und sein Wimmern rief Menschen herbei; als sie den Schwerverwundeten in das Schloß wieder hinauf trugen, verlor er das Bewußtsein. Sein Brotherr, jetzt von seiner furchtbaren Krankheit überzeugt, ließ schnell den Arzt rufen, und that Alles, um des Unglücklichen Leiden zu mildern. Erst als der Arzt ihm den Verband legte, riefen die Schmerzen ihn in's Leben zurück; doch mitten unter dieser Körperqual irrte sein Auge nach einem Gegenstande unstät umher, und als er Gretchen erblickte, lächelte er ihr freundlich zu, und that jetzt,

*) Den 18. August 1724.

wie sie am Abend gethan, er verbarg, was er duldete, um ihr nicht weh zu thun, und als sie nun weinend an seinem Bette kniete, neigte er seine Lippen zu ihrem Ohr und flüsterte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „In meinem Gedächtniß ist Alles wieder licht und klar. Oben auf dem Boden, als ich nach der Feuersbrunst blickte, versteckte ich unter den Stein des Schornsteins das Geld.“

Gretchen hörte kaum auf diese Worte, was sollte ihr jetzt das todte Metall? wußte sie nun doch erst, wie reich sie gestern Abend gewesen, und wie arm sie nun war, da der Gespiele ihrer Kindheit in Todesgefahr athmete. Aber Hartmann drängte und flehte Gretchen, auf den Boden zu steigen; sie gehorchte seinen Bitten, und wirklich fand sie Alles so, wie Hartmann es bezeichnet hatte; das Geld lag noch unangetastet in seinem verborgenen Winkel. Hartmann's Auge leuchtete, seine Wange röthete sich wieder, als Gretchen mit dem Gelde an sein Bette trat; er schien nun weniger von seinen Schmerzen zu fühlen, und mühte sich nun, der treuen Freundin Thränen zu trocknen und ihr Muth zuzusprechen. Wirklich genas Hartmann wider Erwarten schnell, aber auch seine geistige Kraft war zurückgekehrt; jener Seelenstumpfsinn, jene unheimliche

Schlafsucht war gänzlich von ihm gewichen; was der erste leichte Fall ihm Böses angethan, hatte ihm der zweite, gefährliche Sturz wieder genommen. Er war wieder der frohe, fromme Bursche mit derselben Lebensthätigkeit denn zuvor. Noch als er an Krücken wanderte, schloß er den Kauf des Ackerfeldes ab, und bot dann seiner treuen Pflegerin Herz und Hand.

Am Tage vor der Hochzeit trat Gretchen mit gefüllter Schürze ihm schüchtern entgegen und sprach: „Ich bin so arm, ich kann dir nichts zum Mahlschatz bieten, als dieses Korn, das Erbe meiner Voreltern. Verschmäh' es nicht, um des Segens willen, der darauf ruht.“

Gerührt küßte Hartmann die Braut und rief mit inniger Liebe: „Dein Herz ist das Kleinod, das mir Geld und Gut aufwiegt.“

Hedwig war zur Hochzeit geladen, aber nicht erschienen. Wenige Monate nachher stürzte sie zu den Neuverehlichten weinend und wehklagend in's Zimmer und erzählte, wie sie von ihrem Manne betrogen worden, wie des Vaters Erbe durch Spiel und Trunk schon vor ihrer Verbindung verschwendet gewesen; wie Gratz nun geflüchtet sei, um den Schuldkerker zu entfliehen, und wie die Gläubiger erschie-

nen, und sie von Haus und Hof getrieben hatten. Sie verschwieg aber dabei, daß ihre Prunksucht und Verschwendung das Unheil beschleunigt hatte. Willig und gern gaben Schwester und Schwager der Obdachslosen eine Freistätte.

Als nun die Zeit kam, wo Acker und Felder bestellt werden sollten, nahm Hartmann Gretchen's Erbkorn mit zur Beihilfe der Aussaat. Das Jahr wurde aber Mißwachs durch die ganze Gegend; das Korn hatte überall nur taube Aehren getragen; nur Hartmann's Felder standen in herrlicher Pracht, da erkannte Hartmann und Gretchen des unbeachteten Erbes reiche Segensfülle; denn immer und immer trug das Wunderkorn reiche Früchte; ihr Wohlstand mehrte sich, ohne daß ihnen der Fluch des Reichthums wurde, und Glück und Frieden wich nicht aus ihrem Hause, nicht aus ihrem Herzen.

Hedwig lebte hinfort von den Wohlthaten ihrer Schwester.

Kugelmännchen.

Die Steinbrüche von Pirna.

Kugelmännchen.

Die Steinbrüche von Pirna.

VII.

Kugelmännchen.

Der arme Reinhard saß unten an dem Fuße des Abschusses, auf dem man die von dem Felsen gelösten Steine hinab rutschen läßt und sah recht trübselig in die gelben Wellen der Elbe, welche zu seinen Füßen dahin flossen; ihm war recht trüb und schwer ums Herz; er hatte dem schönen Hannchen, des reichen Gutsbesitzers Tochter, zu tief in die Augen geschaut und es war ihm, als müsse er sein Leid enden in dem kalten Schooße der Elbe, wenn er sie nicht sein würde nennen können, und doch hatte er dazu gar wenig Hoffnung; das Mädel zwar schien ihm gut und lächelte ihn recht freundlich an, wenn sie ihn erblickte, und sprach mit ihm länger als mit jedem andern Burschen, und zögerte sicht=

bar, wenn sie von ihm sich trennen mußte; aber der Vater war ein gewaltiger Mann, stein= und geldreich stolzirte er auf seine vollen Säckel, und solch' ein armer Schlucker wie Reinhard, der sich mühsam von einem Tage zum andern im Schweiße seines Angesichts nährte, wurde von ihm gar nicht beachtet. —

Zudem hatte der arme Verliebte so eben erfahren, das schöne Hannchen sei Braut und von dem Vater bereits versagt; das brach ihm das Herz, und er wußte seines Kummers weder aus noch ein.

In seinem trüben Sinnen hatte er bewußtlos ein Steinchen ergriffen, das zu seinen Füßen lag, und welches entweder vom Wasser ausgeworfen oder von der Höhe niedergerollt war. Der Stein war von fast runder Form, aber so sonderbar gezeichnet, daß er selbst des Träumers Aufmerksamkeit erregte. Der braune Kies glich fast einem Menschenantlitz, dort, wo die Nase sein sollte, war wirklich eine Erhöhung, unter derselben ein breiter Streif, der den Mund vorstellen konnte, und dort, wo die Augen sein sollten, glänzten zwei kleine gelbe Punkte, die wie Katzenglimmer blinkten, freilich war diese Zeichnung keineswegs schön, sie glich vielmehr einer Negerfratze, die zwischen einem Affen= und ei=

nem Menschengesichte so ziemlich die richtige Mitte hält.

Auch nur auf wenige Augenblicke konnte diese Sonderbarkeit den Verliebten fesseln, bald war er in seinen Gedanken wieder bei seinem Hannchen; mechanisch hob er den Arm, um das kleine Steinchen, dessen winzige Größe der einer Nuß gleich kam, in das Wasser zu werfen; da war ihm, als ob Jemand neben ihm ängstlich rief: „Wirf nicht!" Reinhard schaute umher; Niemand war ihm nahe und da sein Blick wieder auf den Stein fiel, war es ihm, als ob derselbe die menschenähnlichen Züge ändere und der breite Mund sich ängstlich verzerre; doch wenig achtete er dieses Augentruges und wieder umfing ihn hold und schmerzlich Liebchens Bild, und im Groll gegen sein tückisches Schicksal hob er abermals die Hand, um den Stein in's Wasser zu schleudern, als es lauter und ängstlicher denn vorher rief: „Wirf nicht! wirf nicht!" Erstaunt fuhr Reinhard empor; Niemand stand ihm nahe, aber die kleinen Augenglanzpunkte des Steinchens leuchteten greller und stierten furchtsam und bittend zu ihm empor.

„Hast du gesprochen?" fragte Reinhard unwillkürlich.

„Ach ja,“ wimmerte der Stein, „hab’ nur Mitleid mit mir, und wirf mich nicht wieder in den kalten Fluß, in dem ich schon dreißig Jahre gefroren habe.“

Staunend rief Reinhard: „Lebst du denn? und kann ein Stein auch beseelt sein?“

Sarkastisch entgegnete der braune Kies: „Ist dir in deinem Treiben noch nie eine Steinseele vorgekommen? Alles Erschaffene lebt, freilich der reichste Fürst anders als der arme Steinbrecher, die Pflanzen und Blumen anders als die miserablen Steine, die, wie euer Plebs, nur auf Erden da sind, um geschlagen und getreten zu werden. Ach,“ fuhr er wieder fort zu flehen, „erbarme dich nur, und wärme mich, damit ich mich einmal wieder behaglich fühle.“

Reinhard blickte umher und wollte den Stein, der in seiner Hand von Fieberschauern zitterte, in die wärmende Sonne legen, aber eben zogen dunkle Wolken auf, und die Lichtscheibe schwand vor dem beginnenden Sturme. „Was soll ich thun?“ fragte der Steinbrecher, der, wie jeder Herzenskranke, etwas bornirt war, „hier ist kein Feuer.“

„Du bist ja verliebt,“ bemerkte der Kies, „und die Brust eines Verliebten ist ja ein ewiger Glut=

ofen, stecke mich unter dein Wamms und trage mich nach Hause; es soll dein Schade nicht sein.“ Die letzten Worte gaben dem armen Reinhard neue Hoffnungen, er vergaß, daß der kleine Steindämon in Fieberschauern zitterte, er wollte ihm zuvörderst sein Leid mittheilen und begann eine klägliche Litanei; aber schon bei den ersten Worten gähnte der Stein gar ansehnlich und unterbrach den Klagenden mit dem Ausruf: „Ich weiß ja Alles, was dir fehlt, hab' es ja oft mit anhören müssen, wenn du hier einsam am Ufer saßest. Denke nur, dreißig Jahre hab' ich die empfindsamen Klagen der mondscheinsüchtigen Verliebten mit anhören müssen; erfroren bin ich unter Seufzern und poetischen Herzensweben. Hilf mir, und ich will dir helfen.“ Unwillig schob Reinhard das steinerne Wesen in das Brustwamms und schritt mit ihm in seine Wohnung. Da war eben der große Ofen zum Brotbacken geheizt, Reinhard legte den Stein auf denselben, und alsobald begann der kleine Kobold sich behaglich zu fühlen und laut zu athmen, wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie erfroren von der kalten Eisbahn in das warme Zimmer zurückkehren, und er begann mit einer wahren Altweibergeschwätzigkeit zu referiren: „Nicht einem gemeinen Wesen hast du dich

verpflichtet; ich bin von väterlicher Seite dem uralten Geschlechte der Steine entsprossen, meine Mutter hingegen war eine geborene von Kies. Einige Lästerer wollen zwar behaupten, ich stamme aus dem Menschenherzen, solches ist aber eine hämische Lüge, denn die versteinten Herzen sind weit jüngeren Ursprunges, sind eine Geburt des Zeitgeistes und folglich nicht legitim. Ich habe auch angesehene Anverwandte in Brasilien, Golkonda und selbst im Ural. Aber weil diese das Glück mit Strahlen überhäuft hat, sind sie eitel und prunksüchtig geworden, haben vergessen, daß sie einst nur gemeine Kohlen gewesen und verleugnen mich. In meinem Naturzustande war ich nicht so abgeschliffen als jetzt, sondern scharf wie eine Weiberzunge und ekkigt wie ein junger Gelehrter; die heilige Humanität hat mich so gerundet und geglättet. Erst lag ich lange an der Schwelle der Wohnung eines mächtigen Wladiken. Da ging der schwarze Stab von Hütte zu Hütte und rief zur blutigen Versammlung; das heißt, zu einem Gerichte über Leben und Tod.“

„Ahnend, wie der Volksspruch entscheiden würde, nahm mich der Wladike von seiner Thüre auf, barg mich in seinem Gürtel und trat mit stolzen

Blicken und ungebeugtem Haupte in die Versammlung.“

„Es war des Aeltesten eigne Tochter, die angeklagt war, einen Fehl begangen zu haben. Wie die treulose Gattin damals allein dem Gericht des beleidigten Gatten anheim fiel, wie er sie tödten durfte ohne Scheu, ohne Einspruch, ohne Furcht vor Widervergeltung, so fiel das gefallene Mädchen dem harten Urtheilsspruch der Gemeinde, der Verdammniß des ganzen Volkes anheim.“

„Nun wurde die Unglückliche eingeführt in den Kreis der Richter; so jung und noch so schön, selbst in dem Beben der Todesangst. Und die harten Männer fragten ihren Wladiken: „Wie soll ihr geschehen?“ — Und der Vater antwortete: „Sie soll von uns gerichtet werden, wie unsre Väter die Sünde richteten, und sterben den Tod der Steinigung, denn so ist es unsre Sitte und Gebrauch.““

„Nun erhoben sich Alle, Richter und Volk, Jeder hielt in seiner Rechten einen Stein, bereit, ihn auf die Verurtheilte zu schleudern. Diese war zusammengebrochen, ihr Auge sah nichts mehr, ihr Ohr vernahm nichts mehr; — aber der Vater mußte das Zeichen geben, keiner, als der mächtige Wladike durfte den ersten Stein werfen; es war stille

einen Augenblick und noch einen; das Volk sah auf seinen Richter, und die Arme wollte noch einmal aufathmen, da schleuderte mich der Vater aus seiner Hand und ich schmetterte auf sein Kind nieder, und ich und ihre blasse Wange röthete sich mit ihrem Blute, und eh' noch ein Angstruf der Brust entbebte, war sie mit einem Steinhügel bedeckt."

„So lag ich viele Sommerläufe und wurde, wie die alten Studenten, ein bemoostes Haupt, und längst war die Zeit vorüber, wo die Bewohner des Landes zu dem Leuchten des Blitzes beteten, sondern sie ehrten nunmehr Götzen, häßlich und grauenvoll wie die Seelennacht, in der sie lebten. In meiner Nähe siedelte nun ein Heidenpriester, der fromm beim Auf- und Niedergange der Sonne zu seinen Göttern betete und ihnen bei jedem Neumond die Opferschaalen mit frischem Blute füllte."

„Da kam durch den finstern Wald ein Pilger daher, barhaupt und barfüßig, der trug auf seinem Rücken ein schweres hölzernes Kreuz, zum Sinnbild des Nazareners, zu dessen Schüler er sich bekannte und dessen Lehre er verbreiten wollte; darüber ergrimmte der Heide im frommen Zorne und hob mich auf und warf mich gegen das Haupt des Bekehrers, und meine Spitzen brachen in die Schläfen

des Kreuzanbeters und ich röthete mich abermals mit Menschenblut."

„Und wieder war eine lange Zeit verstrichen, und überall erhoben sich Kirchen und Altäre, und der Christenglaube trat siegreich einher, und seine Bekenner verkündeten dessen Reinheit und Milde mit Feuer und Schwert und tödteten Jeden, der nicht nach ihrer Weisung selig werden wollte."

„Da dunkelte der Abend, Pfaff und Nachrichter gingen heim; beide hatten heute ein schweres Tagewerk gehabt, der eine hatte die furchtsamen Heiden getauft, der andere die starrsinnigen gerichtet; nun sprachen sie noch freundlich mit einander über ihr segensreiches Walten und über die ersprießlichen Früchte, welche durch diesen Tag dem Heidenlande erblühen würden, da gewahrte der scharfe Blick des Pfaffen, wie aus dem Dickicht des Waldes eine Gestalt schlich; er sah, wie diese zu dem runden Opferberge eilte, wo noch jüngst die mächtigen Heidengötzen gethront hatten; und er sah dort den Abtrünnigen niederknieen und wieder beten zu den Göttern seiner Väter; dann sah er ihn eilen zu den Ufern der Elbe, um dort sich die verhaßte und aufgezwungene Taufe wieder abzuwaschen; da schrie der Pfaffe in wilder Wuth und hob mich von der

Erde und schleuderte mich gegen das Haupt desjenigen, der nicht lassen wollte von dem Glauben seiner Vorfahren, so daß dieser Heidentäufling blutend niedersank. Auf das Geschrei und die Verwünschungen des Priesters eilten die andern Christen herbei, welche Zeuge von des Tages Feier und von der heiligen Taufe gewesen, und sie thaten wie ihr frommer Pfaffe that, und so wurde der verstockte Heide gesteinigt, wie einst die gefallene Jungfrau."

„Sein Körper mochte wohl längst verwest sein, ich aber deckte noch immer sein bleichendes Gebein, da flammte der dreißigjährige Glaubenskrieg wild in allen Landen auf. Eine Schaar Evangelischer zog des Weges daher; die Wanderer waren fröhlich und guter Dinge; einige sangen fromme Lieder, andere sprachen von dem, was sie in der Kirche gehört und erlernet hatten. Im Gesträuche lag aber ein papistischer Frömmler, er ballte die Fäuste im ohnmächtigen Grimme, und knirschte mit den Zähnen, als er den Zug vorüber schreiten sah." —

„Ein kleiner Knabe war weit von den Seinen nachgeblieben; vielleicht war er ermüdet, vielleicht hatte er am Wege Blumen gesucht und sich so verspätet. — Da erheiterte sich die Stirn des Versteckten; er schlich leise hervor, hob mich von dem Hei-

dengrabe und schleuderte mich dem Knaben nach, daß dieser mit einem Wehgeschrei niedersank und nimmer wieder erstand. Der Rechtgläubige betete einen Rosenkranz über den sterbenden Ketzer und ging zufrieden mit sich selbst nach Hause, denn er glaubte eine gute That gethan zu haben.“

„Des Weges kamen aber einst vier Männer: ein Katholischer, ein Lutheraner, ein Calvinist und ein frommer Herrnhuther; sie eiferten heftig gegen einander und Jeder pries den eignen Glauben und verdammte den fremden, und Jeder theilte sich allein das ewige Heil zu und verdammte die Andern zu dem leiblichen und geistigen Tode. Als sie so mit einander haderten, sahen sie am Ufer der Elbe einen alten schwächlichen Juden sitzen; neben ihm lag ein schwerer Pack und sein Wanderstab, denn er mußte mit dem Schacher sich, sein Weib und ein zahlreiches Heer von Kindern mühsam ernähren. Als die frommen Männer den Ebräer erblickten, waren sie sogleich einig, überhäuften den Juden mit Schmähungen, spien ihm in's Angesicht und klagten ihn an, den Erlöser gekreuzigt zu haben. Als der Jude nun antwortete und sich zu vertheidigen wagte, brach ihr Zorn wilder hervor und über den Frömmsten von ihnen kam der Geist, er hob mich auf und

schlug mich gegen die Schläfe des Feindes der Vorstenthiere, daß der Jude sogleich in's Wasser stürzte und die Wellen sein Blut tranken und sein Sterbegewimmer übertönten."

„So könnt' ich dir noch viele Legenden erzählen, wie ich immer glatter und immer winziger wurde durch die allgemeine Menschenliebe. Auch daß ich dreißig Jahre in den kalten Fluthen gelitten, ist die Frucht der Glaubensduldung: das Gesangbuch war veraltet; ein neues wurde eingeführt, darüber schrien nun die Zeloten, aber Niemand eiferte mehr, als ein geiziger gelbgebeizter Wucherer, denn sein altes Gebetbuch war noch nicht abgenutzt, und der Ankauf eines neuen schien ihm eine nutzlose und sündige Verschwendung. Ein Bursche ging im Lande umher und verkaufte die neuen Bücher, diesem begegnete der altlutherische Geizhals, tückisch hob er mich empor, um nach dem Verkäufer zu werfen, aber der Wurf mißlang, ich stürzte in die Elbe und habe dort ein halbes Menschenleben frieren müssen."

Reinhard hatte nur mit halbem Ohre Kugelmännchens Erzählung angehört; ihn drängte es, dem eignen Herzen Luft zu machen, deshalb nahm er den Faden der Rede sogleich auf: „Dir ist wohl

viel Trübseliges begegnet," klagte er, „mir aber noch ungleich mehr. Hannchen —". „Ich weiß," fiel der Steinkobold schnell ein, „du liebst sie, der Alte will sie dir nicht geben, weil du ein armer Schächer bist. Er hat ihr bereits einen Bräutigam erwählt; derselbe nennt sich Handelsweib, ist seines Gewerbes nach ein Zahnbrecher, der sich für einen Arzt ausgiebt. Der Kerl hat sich Geld und Gut erwuchert, ergaunert, ergeizt und nun will der Vater seine Tochter dem reichen Sünder geben. Nimmermehr soll das geschehen!"

Reinhards Gesicht verklärte sich wie das Antlitz einer dreißigjährigen Jungfrau, die ein unverschämter Lügner jung und kindlich genannt hat, und er bemerkte, wie seine Mutter auf dem Sterbebette in wirrer Seelenangst oft das Wort Handelsweib genannt, was er sich aber nicht zu deuten gewußt habe.

Kugelmännchen grinste spöttisch und fuhr, ohne diese Bemerkung zu beantworten, fort: „Ich könnte dir einen Schatz weisen, der in bösen Kriegsjahren vergraben worden, aber solches ist gar zu alltäglich; auf einem andern Wege sollst du glücklich werden."

„Ohne Hannchen blüht mir kein Glück auf Erden," seufzte Reinhard wieder.

„Nun ja,“ entgegnete gelangweilt der Steinerne, „du sollst noch Tage in deiner Ehe erleben, wo dir sein wird, wie mir war, als ich dreißig Jahre im Wasser gelegen. Morgen steckst du mich ein und wanderst mit mir in die Stadt, gerade in die Wohnung deines Nebenbuhlers, dort suchst du mich unbemerkt auf den Tisch zu legen; das Uebrige wird sich dann finden. Sei nur möglichst grob gegen den Patron, denn ich will dir nur gestehen, daß er es war, der mich vor dreißig Jahren in die Elbe warf. Der Bösewicht, ich will es ihm gedenken!“

Jetzt gähnte Kugelmännchen recht ansehnlich und murmelte schlaftrunken: „Nun wird mir einmal wieder recht warm und wohl. Sorge nur, daß mein Schlaf nicht gestört werde.“

Er schwieg, und als Reinhard nach einer Pause neugierig zu ihm hinauf schaute, waren die grüngelben glänzenden Punkte, welche ihm als Augen dienten, so wie jede andere Aehnlichkeit mit einem Menschenantlitz verschwunden, und vor Reinhards Blicken lag bewegungslos ein gewöhnlicher brauner Kies.

Der alte Handelsweib war eben so närrisch als schlecht; in seinem Geiz und seiner Todesfurcht glaubte er ein Lebenverlängerungsmittel gefunden zu haben.

Er aß nichts als dünne Hafergrütze, trank nichts als Molken und wähnte durch diese Diät eine Art körperlicher Unsterblichkeit zu erringen; er war wirklich schon hochbetagt, aber blos deshalb noch nicht in die Hölle gefahren, weil der Teufel in unsern Zeiten ein Feigling geworden, und sich mit der bösen Erdenbrut nicht gern mehr abgeben will. Des Wichtes Angesicht sah aus, als hätte ein ungeschickter Schusterjunge dasselbe aus verschrumpften Juchten zusammengenäht; so ledern wie sein Körper war auch seine Seele; das einzige Wesen, das er nach seiner Art lieb gewonnen, war ein Hund, der die Bettler und Dürftigen anknurrte und anbellte; doch bleibt es unerörtert, wer mehr hündischer Natur, der Herr oder der Mops, war. In seiner Jugend hatte er ein Laster mehr geübt, und wo er damals ein Mädchen oder ein Weib zum Abwege verlocken konnte, da vergaß er selbst seines Geizes und suchte nur nachher durch erhöhten Wucher das Vergeudete wieder zu erringen.

Jetzt eben saß er an seinem Tische und rechnete in Gedanken die fälligen Zinsscheine nach; auf dem Tische lag ein Stückchen braunen Zuckers, von dem er zu nehmen pflegte, wenn ihn der böse Husten ergriff, und daneben ein Stempelbogen, denn er er=

wartete eben eine arme Wittwe, die ihm für eine kleine Schuld ihr Häuschen und ihr Gärtchen verschreiben sollte.

Es war eben Mittagszeit, als Reinhard in die kleine Stube des Wucherers trat, und sogleich das kleine Steinchen unbemerkt auf den Tisch legte. Das Gesicht seines Nebenbuhlers schauerte ihn mit ganz entgegengesetzten Gefühlen an; Groll, Zorn und ein weicher sehnsüchtiger Schmerz, den er sich nicht zu deuten wußte, beengten seine Brust.

Der Alte glotzte den Jüngling gleichmüthig an, er hielt ihn für einen Dürftigen, der ein Darlehn suchte, und wie jeder Reiche in dem Armen einen ihm verfallenen Leibeigenen erblickt, so ließ er ihn ohne Gegengruß und ohne Anfrage ruhig stehen und griff nach dem Löffel, denn so eben wurde sein Lebenselixir, die dünne Hafergrütze, aufgetragen. Aber schon zeigte sich die Taschenspielerkunst des braunen Kobolds, als er den Löffel zum Munde führte, knirschte es zwischen seinen Zahnlücken gar seltsam, statt mit Hafergrütze war die Suppe mit Sand gekräftigt. Zornig ließ er den Löffel fallen und wollte die harte unschmackhafte Kost mit Molken hinunterspülen, aber in dem vollgefüllten Glase badete und schwamm eine kleine Maus umher.

Voll Ekel stieß er das Glas von sich und begann die halbtaube Magd auszuschelten. Diese, die noch das Unglück hatte, seine Schwester zu sein, überhörte mit Gleichmuth seine Flüche und Verwünschungen, nahm Speise und Trank wieder mit sich fort und freute sich der Wonne, einmal ihren Hunger stillen zu können, denn Suppe und Trank waren zwar nach homöopatischen Gesetzen verdünnt, aber untadelhaft rein.

In dieses Zornes Glut tobte nun der Alte den Jüngling an: „Was will er und wer ist er?"

Verlegen stand der Verliebte da und wußte nicht, was er erwidern sollte; aber plötzlich erhielt seine Zunge eine ungewöhnliche Geläufigkeit, und ohne sich seiner Rede bewußt zu sein, schnellten die Worte hervor: „Herr, ich heiße Reinhard! meine Mutter nannte euren Namen auf dem Sterbebette. Ihr wißt es, wer sie unglücklich machte, wer sie verließ in Noth und Dürftigkeit. Euch ist es bekannt, wer mein Vater ist; darum heische ich von Euch, daß Ihr mir gebt, was mir gebührt und an dem Sohne gut macht, was an der Mutter verschuldet worden."

Der Redner wider Willen erbebte über die Anklage, die so unumwunden über seine Lippen floß;

aber das braune Juchtengesicht ward citronengelb bei des Fremdlings Lästerworten. Zorn und Ueberraschung riefen seinen Husten herbei; um dessen Ausbruch zuvor zu kommen, griff er nach seinem Palliativ, dem braunen Zucker. Aber es flimmerte vor den Augen des Erbosten, seine Hand vergriff sich und nahm statt des braunen Zuckers den Stein; in dem Augenblicke, wo ihm dieser in der Kehle stecken blieb und ihn zu ersticken drohte, erkannte er zu spät seinen Irrthum. Die Augen traten ihm wie glühende Kohlen aus seinem Kopfe, die grauen Haare sträubten sich und starrten empor, einem entlaubten Walde vergleichbar; der Augenblick war da, wo er scheiden sollte von seinem Gelde, wo er verenden sollte aus Mangel an Luft, wie schon mancher rechtgläubige Osmane, wie schon mancher Geniale in England.

Aber schrecklicher als der drohende Tod war das, was sich jetzt begab; von dort her, wo seine Kehle hermetisch verschlossen war, hallte die grause Rede: „Mein Sohn! ich habe übel an deiner Mutter gethan, aber ich will gut machen, ich will mein Vermögen mit dir theilen, bei Heller und Pfennig, so du nur deinem harten Vater verzeihen willst.“

Entsetzlicher als ein tausendfacher Tod waren

dem Lebensverlängerer diese Worte, die nicht sein Herz, sondern der hämische Dämon in seiner zusammengeschnürten Kehle sprach. Er wollte widerrufen, ableugnen, abschwören den entsetzlichen Inhalt; aber je mehr er sich mühte und abängstigte, desto reichlicher tönten aus ihm die Worte der Versöhnung und der Liebe; ja, er hörte mit Schaudern, wie der Widersacher in ihm dem Sohne versicherte: er solle nach seinem Tode auch die zweite Hälfte seines Vermögens erben.

Da fiel der Blick des verzweifelten Molkentrinkers auf den Bogen Papier; schriftlich wollte er seine wahre Herzensmeinung von sich geben, schriftlich seinen Worten widersprechen. Die Feder flog, das Papier schwärzte sich immer mehr; aber wehe, wehe! auch die Hand gehorchte nicht mehr seiner geistigen Willenskraft, sondern übte Verrath gegen ihren Herren; statt einer Verneinung seiner Worte, schrieb er einen bündigen Vertrag nieder, in welchem er nur seine Verheißung bekräftigte. Alle gesetzlichen Formen, alle rabulistischen Kniffe waren dabei beachtet und ermessen; die Schrift war unantastbar. Wüthend fuhr er empor, um das Geschriebene wieder zu zerreißen; aber die Hände streckten das Papier freundlich dem Jüngling entgegen und

der Steinerne sprach dabei aus dem Ledernen salbungsreiche Worte.

Jetzt hatte Reinhard den Vertrag eingesteckt, jetzt war es geschehen! Da ermannte sich der Verzweifelnde zu dem letzten Rettungsmittel; mit Gewalt wollte er dem Jüngling die Verschreibung entreißen, Leben gegen Leben wollte er für sein Geld wagen, er stürzte auf Reinhard mit feindlichem Grimme, aber die empor gehobenen Arme umschlangen ihn nur zärtlich, und das Auge des Wucherers erglänzte — was ihm noch nie geschehen — in hellen Thränen.

Nun, da der beglückte Jüngling die Schwelle des Hauses verließ, schnellte auch der Stein aus seinem engen Hafte und rollte dem Scheidenden nach.

Handelsweib war des Todes ledig, aber was war ihm nun das Leben? Da saß er, der seiner Seele Beraubte und schnappte mühsam nach Luft, und zu seinen Füßen knurrte sein Freund, sein Mops, der nun auch wie er unglücklich, wie er verarmt war, denn diesem Thiere, nicht einem Menschen hatte er sein Vermögen vererben wollen.

Ein anderer, und auch wohl ein besserer Mann als Handelsweib, war Hannchens Vater. Er war stolz auf sein Geld, aber er liebte auch nebenbei sei-

nen Magen und pflegte diesen mit zärtlicher Sorgfalt. Noch mehr als Geld und Bauch galt dem Fettmenschen wohl sein hübsches Töchterlein, aber er war über seine väterlichen Gefühle nicht klar zur Erkenntniß, oder, wie die Frommen sagen, zum Durchbruche gekommen.

Jetzt hatte er eben sein Mittagsmahl verzehrt, war selig und guter Dinge und knackte zum Nachtisch Nüsse, von denen ein Viertel Scheffel vor ihm aufgespeichert waren; da trat Reinhard zögernd und furchtsam in die Thür. Er war heut angethan mit seinem besten Sonntagsstaate und erschien so wirklich als ein hübscher Bursche, den wohl ein Mädchen recht von Herzen lieb haben konnte.

Mit einem bangen Seitenblick auf das schöne Hannchen, das so eben hocherröthend das Zimmer verließ, schob er den bewußten Stein unter die Nüsse und begann mit beklommener Brust seine Anrede. Aber er sprach diesmal nicht wie gestern, den Diplomaten gleich, mit falscher Zunge, sondern so recht aus dem Innersten seines Herzens. Dennoch fanden seine Worte kein mildes Ohr; als der reiche Mann begriff, was der Arme von ihm heischte, schwoll ihm die Kolleradern an der Stirn gar mächtiglich empor, er wurde blauroth wie ein kalecuti-

scher Hahn und gurgelte zornig: „Ist er wahnsinnig geworden, er armer Lump, daß er es wagt, sein Auge zu meiner Tochter und zu meinen Geldsäcken zu erheben?“ Der Geschmähte unterdrückte den Unwillen und reichte dem Beleidiger die Verschreibung des Wucherers entgegen. Aber das fand einen ungläubigen Thomas.

„Die Schrift ist falsch,“ kreischte der Speckige, „ich kenne den Handelsweib, so lange der seine gesunden Sinne hat, verschreibt er nicht einen Pfennig. Heb' er sich weg von mir, Hungerleider, wenn er nicht will, daß ich ihn als einen Schriftverfälscher dem Gerichte übergeben soll!“ Und nun fuhr er in seinem Zorn unter die Nüsse, wie der Teufel unter die Gergesener Schweine und begann zu knacken und die Schaalen dem Verschmähten vor die Füße zu werfen; aber plötzlich schnellte der dicke Mann mit einem Zetergeheul aus seinem Sorgestuhl empor; er hatte sich den schönsten Zahn ausgebrochen; der elfenbeinerne Stift flog aus dem Munde; Speckmännchen wollte die harte Nuß oder, wie wir besser wissen, den bösen Stein nachsenden; aber im Schmerz und Zorn schnappte und knackte er noch einmal zu und abermals war ein Zahn gebrochen.

Das Donnerwetter der Verwünschungen, das

der Zahnberaubte den Flüchtlingen nachsenden wollte, verstummte plötzlich, als ein dritter der Treulosen seinen Sitz oder seinen Stand verließ.

Jetzt hatte der Kinnladen Ruhe, denn der Stein hatte sich, wie jüngst bei dem Wucherer, in der Kehle fest gesetzt und dehnte sich dort ganz gemächlich aus, obgleich er diesmal seiner Schwatzhaftigkeit Einhalt that, und nur stillschweigend sein Erstickungssystem wiederholte. Der fette Mann litt aber ungleich mehr als der Märtyrer des vorigen Tages, denn er verstand nicht wie jener durch die Ohren zu athmen; in seinem breiten Gesichte spiegelten sich alle Regenbogenfarben, und seine Seele mag wohl das herrliche Lied: O gieb mir doch ein wenig Luft, Du hast der Luft zu viel, innerlich mit etwaigen Variationen gesungen haben.

Knechte und Mägde stürzten fort, um bei diesem Trauerereigniß des künftigen Schwiegersohnes Hülfe herbeizurufen; doch war zu befürchten, daß der Heilkünstler zu spät kommen würde, denn die Augen des Dicken traten immer mehr aus ihren Rahmen, und die Farbe seines Antlitzes wurde immer dunkler, gleichsam ein italischer Himmel.

Zu den Füßen des Luftarmen lag das weinende Töchterlein und die angorische Katze, es war eine

recht gelungene Trauergruppe, da neigte sich Reinhard mitleidig zu dem Leidenden hin und sprach: „Ich würde Euch wohl helfen können, werther Herr, so Ihr meine Bitte erfüllen und Euer Hannchen mir zum Weibe geben wolltet.“

Aber unter der Speckhülle schlug ein starkes Herz, noch war der Muth des feisten Mannes nicht gebrochen, er schüttelte heftig das Haupt und ballte zornig die Hand gegen den Werber.

Hoffnungslos trat der Jüngling zurück, Hannchen weinte heftiger, selbst die Katze schien sich unbehaglich zu fühlen, und der Schlußstein in der Kehle rührte und regte sich nicht.

Jetzt trat eine Magd in das Zimmer; sie trug einen gekochten Schinken, den der dicke Herr hatte zum Abendinbiß verzehren wollen. Es war seine Lieblingsspeise, sie duftete so schön, und er sollte scheiden, sterben des bittern Todes, ohne den Schinken verzehrt zu haben.

Diese Ansicht knickte seinen eisernen Willen; der Arme hatte, wie jeder Ueberschwängliche, keine Worte, aber er nahm die Hand seiner Tochter, legte diese in Reinhard's Rechte und gab durch diese Pantomime seine feierliche Willensmeinung kund.

Der glückliche Bräutigam neigte sich alsobald

zu dem Munde seines künftigen Schwiegervaters nieder und rief Kugelmännchen zu sich; aber der tückische Dämon zögerte und that, als sei er taub geworden. Da rief Reinhard der Magd überlaut zu, sie solle einen Eimer Elbwasser herbeiholen, welches er dem Gequälten in den Mund gießen wolle.

Bei dieser Drohung war Kugelmännchen alsogleich in Reinhard's Brusttasche.

Der fette Mann athmete hoch auf, als seine Luftröhre wieder offen war und winkte dann stillschweigend der Magd, den süß duftenden Schinken vor ihm niederzusetzen. Blos um sich zu überzeugen, ob er mit den entstandenen Zahnlücken noch die herrliche Speise genießen könne, kostete er ein Schnittchen und abermals eines. Und wie er so immer mehr und mehr aß, verklärte sich auch sein Gesicht immer mehr, und das schöne Gefühl der Milde und der Liebe glättete ihm Stirn und Fettwange, und als er endlich völlig gesättigt war, beschied er die Liebenden zu sich und gab ihnen seinen feierlichen Segen.

Nun kamen die ausgesandten Boten von dem abgesetzten Schwiegersohne zurück und brachten die Nachricht, wie dieser schwer erkrankt sei.

Solches war zum Heile der Menschheit wahr,

er litt an einer Ideenverwirrung, denn er behauptete: man habe ihm die Seele gestohlen.

Auf diese Nachricht pilgerten die Heilkünstler und Todesapostel aus der Näh' und der Ferne herbei, um dem reichen Amtsbruder beizustehen: aber er wandte sich mit Abscheu von ihnen, wohl wissend aus eigner Erfahrung, wie jeden Arzt das Gelüste treibt, den Kirchhof zu bevölkern; hingegen berief er einen Advokaten zu sich, dessen Gewissen ein ungeheurer Augiasstall war, und überlegte mit ihm, wie die Verschreibung, welche er Reinhard gegeben, unkräftig zu machen sei; und da die beiden Ehrenmänner keine Hülfe, keinen Trost auffinden konnten, nahm der Menschenfreundliche das Legat, welches er seiner tauben Schwester vermacht hatte, zurück und legte es dem lebenslänglichen Jahrgehalte seines Hundes bei. Dann versuchte er seine Lebensverlängerungsbrühe noch mehr zu verwässern und zu verdünnen, und an dieser Verwässerung und Verdünnung starb er, kurz nachdem Reinhard und Hannchen ein glückliches Paar geworden.

Kugelmännchen lebte mehrere Jahre bei den Eheleuten; unglücklicherweise brach damals eine ästhetische Cholera bei Frauen und Mägdlein ein, von der auch Hannchen ergriffen wurde, da wandelte Ku-

gelmännchen sich in einen gewaltigen Murrkopf, er brummte und tadelte immer fort, und behauptete sogar, die Schöngeister, welche bei Reinhard aus- und eingingen, wären so eigentlich nur Wasserdünste, nur die Fata Morganagebilde von Menschen. Und als einst Hannchen die Unvorsichtigkeit beging, ihn auf einen golrgeränderten Musenalmanach zu legen, da ergriff ihn seine angeborene Wasserscheu so sehr, daß er sogleich auf und von dannen ging. Er soll sich jetzt in dem Hirnkasten eines gar mächtigen Mannes festgesetzt haben.

Die Blumengeister.

Lilienstein.

VIII.

Die Blumengeister.

Wenn der Dichter Euch einführen will in das Reich des Wunderbaren, soll er entsagen der Gegenwart, soll zurücktreten in die Tage der grauen Vergangenheit. Das ist recht traurig; ist unser Leben denn so sehr verarmt, sind unsre Tage so sehr verödet, daß der rosige Zauber der Phantasie sie nicht mehr beleben, nicht mehr erhellen kann? Der ewige Born der Schöpfung ist noch so wunderreich, wie vor Jahrtausenden, nur unser selbstsüchtiges Klügeln hat Alles in Zahlen und Atome zergliedert. Könnt Ihr aufblicken zu dem funkelnden Nachthimmel, ohne daß Ihr die Wunder der Allmacht in tausend Sternenwelten gewahrt, könnt Ihr Euch niederbeugen

zu der kleinsten Erdenblüte, ohne daß Euch nicht ihr Zauber entgegenduftet? Das traurige Forschen und Ergründen ist der Tod jedes schönen Lebenstraums; darum seid einmal gläubig, wie in den Tagen Eurer Kindheit und vergönnt mir, Euch zu erzählen, was jüngst Unbegreifliches geschah.

Es war schon recht dunkel auf den Straßen; die armen Leute hatten schon ihre Lichter gelöscht, und schliefen und verträumten bereits ihre Leiden und des Tages Mühen. In dem Dunkel der Schatten schlich bereits jenes Elend, das des Tages Licht wie das Auge Gottes scheut. Auch hier, in dem kleinen Städtchen regte es sich noch in der beginnenden Nacht; an den Häuserreihen wandelte es scheu und furchtsam und die zögernden Schritte weilten fast jeden Augenblick. Warum schreitet dieses Wesen so verdächtig und langsam daher, in einer Stunde, in der jeder Verspätete eilig sein Stübchen und sein Dach sucht. Schaut! Die Straßenlaterne zeigt Euch diese verdächtige Gestalt: es ist ein Mädchen; jung, blühend; sollte sie —? O laßt den bösen Argwohn! seht, wie sie die Hände faltet, wie sie flehend zu dem Sternenaltar Gottes empor blickt;

wer so betet, wer noch so zu dem Ewigen das Auge erheben kann, ist rein und schuldlos. Aber warum zagt sie so sehr, was beängstigt die Arme? — Es ist ein dürftiges Mädchen, das aus dem Vaterhause entlassen, zum ersten Mal in den Herrendienst treten soll. — Und ist dieses Loos denn so hart? Theilen dieses Geschick nicht Tausende mit ihr; wie kann sie deshalb fürchten und trauern? Ach, Ihr harten, harten Menschen, die Ihr thöricht wähnt, der Adel Gottes und der Menschen sei eins, wie seid Ihr so ungerecht in Eurem unverdienten Glücke! Jene Arme, deren Welt, deren Paradies bis jetzt das enge Elternhaus war, ist nun hinausgestoßen in die ihr fremde Menschenwüste, und alle Opfer, die sie nur der Liebe gab und brachte, wird nun der Befehlende fordern, weil er sie mit kargem Lohn bezahlt.

Wohl herrschte Armuth und Dürftigkeit in dem Elternhause der armen Magd; aber Genügsamkeit und Eintracht würzte jedes karge Mahl, und wie die Noth sich vergrößerte und der Erwerb sich minderte, lernten sie immer mehr entbehren; dem reichen Schwelger ist es unfaßlich, wie wenig der Mensch bedarf, und wie er bei dem Wenigen oft recht glücklich sein kann. Augustens Vater war ver=

armt; Manche behaupteten: durch eigene Schuld, und sie hatten vielleicht nicht Unrecht; er war ein Kunstgärtner, aus der Ferne in das sächsische Städtchen gezogen; dort erkaufte er mit einem nicht bedeutenden Angelde ein Gärtchen und ein Häuschen. Aber statt in dem Garten Gemüse und Früchte zu hegen, pflanzte er Blumen, die unter seiner Sorgfalt wohl recht herrlich gediehen und in gar seltenem Farbenglanze prangten, aber die ihm nur einen kargen Erwerb gewährten, denn die Bewohner des Städtchens waren zu arm, um solche schätzen und zahlen zu können. Auch war der Mann gar sonderbar und eigenwillig; nur höchst ungern verkaufte er seine Blumen, kam aber ein Kind oder eine Braut und bat um einen Strauß, oder nahete eine trauernde Waise, die das Grab ihrer Mutter mit Blüten schmücken wollte, so reichte er willig und unentgeltlich seine schönsten Spenden hin. Darum war es natürlich, daß in den theuren Kornjahren bei dem armen Leonhard, der fünf Kinder zu ernähren hatte, die Noth übergroß wurde, und Vater und Mutter sich endlich entschlossen, eines ihrer Kinder in fremde Dienste treten zu lassen. Warnm traf aber dieses Loos gerade Auguste? Weil sie die Beste, die Frommste war. „Laß Auguste

ziehen," sprach die Mutter mit gebrochenen Lauten, „ihre Demuth, ihr Gehorsam wird das härteste Herz entwaffnen, und sie wird sich leichter in das Nothwendige fügen lernen. Ist ihr Herz doch schuldlos und lauter; so wird sie ohne Fehl die Wege des Herrn wandeln." Wohl hatte die Mutter Recht; Auguste war noch so gut und schuldlos, als wäre sie eben erst von dem Herzen Gottes entlassen, als hätte sie nicht schon sechszehn Lenze geathmet auf der sündigen Erde.

Jetzt stand Auguste vor dem bezeichneten Hause, es war das schönste und herrlichste in der Stadt, sie trocknete sich noch einmal das nasse Auge, sie athmete noch einmal hoch auf und zog dann die Klingel. Die Thür öffnete sich und ein Diener führte sie zu der jungen Herrschaft. Auguste trat in einen glänzenden Saal, dessen noch nie gewahrte Pracht die in Mangel und Dürftigkeit Erzogene erschreckte. Auf dem purpurnen Divan lag eine Jungfrau, nur wenige Jahre älter als Auguste, umflossen von weißen Atlasgewändern; das bleiche Antlitz, von dunklen Locken umwallt, ruhte auf schwellenden Polstern, die Hand durchblätterte ein goldgleißendes Album. Wohin Auguste das scheue Auge zu wenden wagte, erblickte sie des Glückes Ueber-

fülle; hier war Alles, war mehr als der Mensch fordern durfte, und dennoch lag auf dem bleichen schönen Antlitz der Herrin ein Schatten, der da verrieth, daß sie nicht zufrieden war. Nur einen Augenblick hob sich der kalte stolze Blick zu der Demüthigen, die an der Thüre harrte, empor, und eine zarte, wohllautende Stimme, in der aber kein Gefühl, fast kein Leben war, fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin," flüsterte die Befangene, „Auguste, die" — „die Magd," ergänzte die Stolze auf dem Divan, „du sollst die Mutter pflegen und warten; diese schläft nun schon, erwacht aber morgen zeitig; verschlafe die Stunde nicht." Ein leises Neigen des Kopfes gab das Entlassungszeichen; schon wollte sich Auguste wieder entfernen, ohne zu wissen wohin, als die bleiche Schöne ihr noch zurief: „Schließe die Balkonfenster und wirf die Blumen hinaus." Nur leise über den köstlichen Teppich dahinschwebend, nahete sich Auguste zweien köstlichen Porzellanurnen, in denen ihr eine Blütenfülle von Lilien, so zart und schön, wie sie dieselben nur bei ihrem Vater erblickt hatte, entgegenduftete. Die Blumen waren noch frisch und unverwelkt, im Elternhause hatte sie gelernt, jede Blüte sorgsam zu schonen und zu pflegen, sie zögerte deshalb, den Befehl zu vollzie-

hen, und konnte sich nicht überwinden, die Lilien auf die Straße zu werfen. — „Nun, warum thust du nicht, was ich gebot,“ fragte Jenny, die junge Herrin, unwillig. „Die Blumen blühen und duften noch so herrlich,“ wandte Auguste zwar leise und bittend, aber mit einem Muthe, der ihr sonst fremd war, ein „es wäre doch Schade, wenn sie jetzt schon von dem Fuße eines Nachtwandrers zertreten werden sollten.“ — „Schaale Empfindsamkeit,“ entgegnete die Herrin, „mir macht der Duft dieser Blumen Kopfschmerz; wenn sie dir so sehr gefallen, kannst du sie mit auf deine Kammer nehmen. Der Hausverwalter wird dir dieselbe anzeigen.“ Das Entfernungszeichen wiederholte sich. Auguste schloß die leuchtenden Bronzethüren des Balkons, nahm die Lilien und entfernte sich schnell. Im Vorzimmer harrte ihrer ein alter mürrischer scher Mann, der ihr zwei Treppen höher ihr Stübchen anwies. Das Gemach, welches Auguste jetzt betrat, war nur klein, aber recht freundlich und ungleich zierlicher, als die Wohnung im Elternhause; dennoch beengte eben diese Zier Augustens Herz; es schien der guten Tochter Unrecht, daß sie sich des Genusses eines Wohllebens erfreuen sollte, den ihre armen Eltern entbehren mußten, und wie eng der

Raum auch war, der sie umschloß, so schien er ihr doch eine endlose Wüste, da keines ihrer Lieben mit ihr denselben theilte. Nur die Blumen, die sie noch immer in den Händen hielt, waren ein Band, das sie mit dem fernen Vaterhause einte, denn dort wie hier, blüheten und dufteten diese reizenden Kinder der Erde. Ein Glas Wasser stand auf dem Tisch, sie ordnete die Blumen und steckte sie in dasselbe, und alsbald erblüheten sie frischer und lebendiger; ja es schien der Jungfrau sogar, als ob aus dem Kelche der Lilien ein ungewöhnlicher Glanz, dem Edelsteine gleich, emporleuchte. Arme Getäuschte! Es ist deine eigne Thräne, die, dir unbewußt deinem Auge entfallen, dort im Blütenkelche leuchtet. Jetzt rief eine dumpfe heisere Stimme von der Straße die Mitternachtsstunde aus; Auguste erschrak; seit langen Jahren, seit der Zeit, wo ihr jüngster Bruder gefährlich erkrankte und sie an seinem Bette wachte, hatte diese unheimliche Stunde sie nicht schlaflos gefunden; sie entkleidete sich schnell, und obwohl sie ihre Lieben fern wußte, so rief sie doch wie sonst: Gute Nacht, mein Vater, gute Nacht, lieb Mütterlein! und wie eine freundliche Antwort, wie ein Gegengruß, erklangen alsobald weiche Laute.

Auguste erschrak, sie wagte nicht sich zu regen, sie lauschte ängstlich; ein Gesang ertönte, zwar leise, zwar oft unterbrochen, als ringe der Sänger nach Odem, aber zugleich so weich, so innig, so menschlich schön, daß die Kleine sogleich ihre Geisterfurcht verlor. In dem Hause mußte wohl Jemand neben ihr wohnen, der seine Schmerzen — denn der Gesang war recht klagend — in die stille Nacht hinein rief. Der Gesang tönte fort und fort; die Müdigkeit behauptete ihre Rechte, die Augen schlossen sich, und schon halb entschlummert, war es ihr, als sei sie wieder zurückgetreten in die Tage der glücklichen Kindheit und werde nun von der Mutter Wiegenlied eingesungen; aber jetzt fühlte sie, daß ein kalter Hauch ihre Lippe berührte, sie schrak aus dem Schlafe zusammen und konnte sich Anfangs gar nicht besinnen, wo sie war und was mit ihr geschehen. In dem fremden Gemache kam ihr jetzt Alles noch weit fremdartiger vor; draußen lag die dunkle Nacht und doch war es in dem Stübchen fast taghell. Sie lauschte ängstlich auf irgend ein Zeichen des Lebens, auf eine Menschenstimme, die sie beruhigen konnte; aber der Gesang hatte wohl schon längst aufgehört, um sie war Alles stumm und lautlos. Doch jetzt gewahrte sie, daß das son=

derbare Licht im Zimmer von den Lilien ausging, die wunderbar wie milde Sonnen das kleine Gemach erleuchteten und Alles rings umher mit einer schimmernden Verklärung deckten. „Ich träume wohl nur,“ sprach die Zagende zu sich selbst. Aber da berührte wieder ein kalter Kuß ihre Lippen, und sie erblickte in dem Gemache sonderbare Wesen, die fast den Lilien, fast den Kindern ähnlich schienen, nur daß sie ungleich schöner als Blüten und Menschen waren. Und die körperlosen Lichtgestalten ringten sich um ihr Lager, lächelten ihr freundlich entgegen und sprachen mit leisen Lauten, die fast wie Blättergesäusel erklangen: „Du träumst nicht; wir sind wie du Geschöpfe der Allmacht, wir sind die Blumengeister, und wenn auch unser Dasein nur kurze Tage währt, und wenn auch eine rauhe Hand uns oft vor der Zeit mordet, so ist doch unser Leben minder dunkel als das eure: unser Tod ist ein kurzer Schlaf, der von dem Tage, wo des Herbstes Blätter gelben, bis zu dem Frühling währt. Jeder Lenz ruft unsre Auferstehung hervor, und in glücklichen Zonen haben wir bereits Unsterblichkeit errungen und welken und vergehen nicht. Wir haben dich lieb gewonnen, weil du immer recht fromm warst, die Gebote Gottes beachtetest, deine Eltern

liebtest und selbst dem Wurm im Staube aus dem Wege gingst, um ihm nicht wehe zu thun. Auch daß wir nicht starben unter dem Fußtritt eines unfriedlichen Nachtwanderers danken wir dir. Dafür wollen wir dir immer hold sein und dich schützen und dir helfen, so weit unsere Macht reicht. So aber einst deine Tage dunkeln, so du in schwere Gefahr oder in hoffnungslose Angst geräthst und von Menschen keine Hülfe erwarten kannst, steige empor zu unsrer Königin, sie wird dir sichtbar erscheinen in der Zeit, wo wir aus dunkler Erde emporsprießen; sie thront auf dem hohen Fels der ihren Namen führt, sie wird freundlich deine Bitte hören und deine Tage lichten, und wenn sie nicht mächtig genug ist, dir Glück zu spenden, wird sie dir Kraft geben, das Mißgeschick zu tragen."

Auguste hatte bei diesem freundlichen Kosen jedes Bangen und jede Furcht verloren; waren ihr diese Wesen doch nicht völlig fremd; hatte sie doch in ihrer Kindheit so oft mit Blumen und Blüten gespielt, mit ihnen geplaudert und sie sich als belebte Wesen gedacht; sie lauschte deshalb freundlich ihrem Geflüster und trauerte nur, daß sie die zarten Gebilde nur hören und sehen, nicht erfassen konnte; und gerade wie damals bei den Spielen der

Kindheit, drückte auch hier zuletzt der Schlummer ihr Auge zu, und ein schöner Traum trat in den andern über.

Es war schon spät, als Auguste erwachte; sie erschrak, denn sie fürchtete die Zeit verschlafen zu haben; aber in dem Hause war Alles noch still; Niemand regte sich; was die reichen Leute früh am Morgen nannten, war der Fleißigen früh am Tage. Auguste eilte sich anzukleiden und stieg sogleich zu dem Gemache hinunter, wo die kranke Engländerin wohnte. Leise und behutsam öffnete sie die Thür; ihr leichter Tritt wurde auf dem weichen Teppich nicht hörbar. Da lag vor ihr die Leidende, die sie pflegen sollte; sie schlummerte noch und sah mit dem bleichen abgezehrten Gesichte, mit den geschlossenen Augen einer Todten furchtbar ähnlich. Auguste erbebte, sie wagte sich kaum zu regen bei diesem Traueranblick, nur die Hände hatte sie bewußtlos wie zum Gebete erhoben; ein ängstliches Grauen, die Fremde könne in diesem Augenblicke sterben, hatte sie ergriffen. Sie lauschte ängstlich auf jeden Athemzug, der der Leidenden entbebte, und furchtsam flohen ihre Blicke vor den Zuckungen des Schmerzes, der die Kranke selbst im Schlafe nicht verließ. Auch in diesem Zimmer herrschte Glanz und Pracht, viel-

leicht noch größer, noch köstlicher, als in den Gemächern, welche die Tochter bewohnte. Doch alle Gegenstände waren hier aus einer vergangenen Zeit, waren gealtert und erstorben; der Sammet und die Seide waren erblichen und hatten ihre Farbenglut verloren; die mächtigen Spiegel waren erblindet und gefleckt, und die Goldrahmen, in denen sie prangten, waren gedunkelt und mit grünem Schimmer bedeckt. An dem einen Theil der Wand hing ein dunkler Vorhang nieder, der irgend einen Gegenstand zu verhüllen und zu verbergen schien. Alles, selbst die Kranke auf ihrem Schmerzenslager, zeigte hier die Vergänglichkeit des Menschen und seiner Herrlichkeiten. Nur vor den Fenstern standen Blumenvasen voll der schönsten Blüten; sich ihres freundlichen Traumes erinnernd, trat Auguste denselben näher; aber es waren nur Lugbilder; sie hatten nur Farben, nicht Düfte, und waren von Porzellan und Glas gebildet. Nun athmete die Kranke schwerer auf und öffnete die Augen. Die Unglückliche war gelähmt an allen Gliedern, und selbst im Erwachen noch einem Leichenbilde ähnlich; nur in den Augen herrschte und glühete noch ein heißes Feuer, und mit fast sengenden Blicken starrte sie auf Auguste nieder und fragte mühsam: „Wer bist du?" —

„Ich bin," entgegnete diese, „die Tochter des Kunstgärtners, die sie warten soll." — Mit der schroffen Kälte der Tochter in Wort und Launen befahl die Kranke: „Lege mir das Kissen unter dem Kopfe etwas höher." Mit scheuer Vorsicht that Auguste wie ihr befohlen; aber als sie das matte Haupt der Leidenden erfaßte, fühlte sie wie Wange und Stirn ohne Lebenswärme waren; dagegen brannte das Auge wieder heißer und heißer, und nur in ihm schien sich das Leben zusammenzudrängen. Ich hab' es bereits gesagt, daß weiches Mitleid gegen jedes Wesen Augustens Brust heiligte, nicht die eigene, nur die Thräne im fremden Auge that ihr weh. Als sie daher die reiche Unglückliche so ganz hülflos in ihren Armen hielt, stürzten plötzlich heiße Zähren aus ihren Augen. Die Kranke blickte befremdet empor und fragte: „Warum weinst du, Mädchen?" — „Ich weine," erwiderte Auguste furchtsam, „weil sie so sehr leiden." Da zuckte es seltsam in dem gebrechlichen Körper der Kranken, alle stockende Blutströme schossen zu ihrem Herzen empor, das todtenbleiche Antlitz erglühte und die blutleeren Lippen stammelten: „Eine Fremde hat Thränen für mich, das eigne Kind hat keine." Sie blickte recht freundlich auf die Weinende nieder; die

Rührung verjüngte sie wunderbar, sie war in diesem Augenblicke recht sehr ihrer Tochter ähnlich und sprach mit tief bewegter Stimme: „Du bist wohl noch recht gut und schuldlos, du wirst vielleicht Geduld mit der armen verlassenen Kranken haben und sie nicht alsogleich wieder verlassen, wie die andern Miethlinge?" — Auguste hatte keine Antwort auf diese Anfrage, aber sie war an dem Lager der Herrin niedergesunken und drückte die Hand der Leidenden an ihre Lippen. Die bleichen Finger der Kranken zuckten wohl, als wollten sie die umschließende Hand freundschaftlich drücken; aber zu ohnmächtig waren sie dessen, der Körper lag in zu festen Banden, als daß er dieses Zeichen der Liebe geben oder empfangen konnte.

Mit einem tiefen Schmerz im Busen und doch geheiligt und erhoben, verließ Auguste die Kranke. Als sie die Treppe zu ihrem Stübchen hinaufstieg, begegnete ihr ein junger Mann, der sie recht freundlich grüßte; seine Stimme glich fast der des nächtlichen Sängers. Theilnehmend blickte ihm Auguste nach; er war zwar noch recht jung, aber auch er sah blaß und leidend aus. Ach, Alles in diesem reichen, prunkenden Hause hatte den Widerschein einer inneren Zerstörung. Es war vielleicht jenes Elend der

Uebersättigung, das keine Sprache hat, und das nur in stolzen Pallästen, nicht in niedern Hütten weilt.

Die Lilien in ihrem Zimmer waren nunmehr gänzlich verblüht, wie theure Todten nahm sie die Verwelkten und senkte sie in den Schooß der Erde, in dem Garten, der zu diesem Hause gehörte. Dort blüheten andere Lilien, den verwelkten täuschend ähnlich; sie nahm einen Strauß von denselben mit in ihr Stübchen hinauf, und es war sonderbar, daß sich der wunderbare Traum fast allnächtlich wiederholte, ohne daß sie sich jemals überzeugen konnte, ob sie wache oder wirklich schlafe. Als die Zeit der Lilien vorüber war, und nun andere Blumen in ihrem Gemache blüheten und verwelkten, hatten auch die Erscheinungen Gestalt und Farbe geändert; aber sie blieben alle gleich hold und schön, die herrlichsten zeigten sich aber in der Zeit, als die Erde und ihr Stübchen mit Rosen geschmückt waren. Die Gestalten, die sie jetzt erblickte, waren wie aus zarter Morgenröthe zusammengehaucht und so unendlich schön, wie wir uns nur die Verklärten und die Seligen denken.

Auch den nächtlichen Sänger hörte sie noch gar oft, aber alle seine Lieder sprachen ein tiefes Sehnen zu den Fernen aus, und manchmal erklang seine

Stimme so sonderbar, daß sein Gesang ihr wehe that; und doch ängstigte sie sich wieder, wenn er einmal schwieg, denn es war ihr dann, als müsse der Trauersänger schwer erkrankt sein. Sie begegnete wohl auch manchmal dem jungen Manne, aber Beide waren schüchtern und blöde; es fand keine Annäherung zwischen ihnen statt.

Und wie auch die Zeit verging, Auguste konnte nicht heimisch werden in diesem seltsamen Hause, konnte nicht begreifen den Geist, der hier waltete. Jeder lebte hier abgeschieden, abgeschlossen für sich. Die Tochter hatte ihre eigene Dienerschaft; sie fuhr täglich spazieren, besuchte alle Vergnügungen; aber sie kam nicht zu der Mutter, nur fremden Herzen war diese anvertraut: nichts Feindliches schien Beide zu trennen, sondern nur eine fühllose Gleichgültigkeit. Ein bedeutender Arzt besuchte täglich die Tochter, auch wohl den jungen Mann; nie kam er aber zu der Schwererkrankten. Es schien, als leide sie hoffnungslos, als harre sie mit entsagender Ergebung dem dunklen Ende eines dunklen Lebens.

Jetzt nahete der Winter, mit dem gänzlichen Ende der Blütenzeit entschwanden auch die freundlichen Träume und ihre Erscheinungen. Zwar tönte der Gesang wohl noch allnächtlich, aber so stockend, so

matt und erlöschend, daß er immer mehr Augustens Herz beängstigte.

So war das Leben der armen Auguste in diesem Hause recht einsam, weit einsamer als in der väterlichen Hütte. Zudem hatte sie die unglückliche Kranke kindlich lieb gewonnen, und als sie immer mehr ihr leidvolles Leben kennen lernte, wurde diese Theilnahme ein eigner Schmerz, der die Rosen von ihrer Wange scheuchte, ihr Frohsinn und Lebensmuth raubte, so daß auch sie bald wie die andern Bleichen gespenstig im Hause umher wankte. Jetzt erst, bei diesem sonderbaren Erkranken, erregte die früher unbeachtete Auguste die Aufmerksamkeit der andern Dienst- und Hausgenossen. Des jungen Sängers Blicke weilten, wenn er ihr begegnete, länger und schmerzlicher auf ihr, und selbst der mürrische Hausverwalter, der sonst sichtlich das junge Mädchen gemieden, änderte sein Betragen und starrte der Jungfrau, die sonst immer so munter über Flur und Treppe eilte, mit düstern Blicken nach, wenn sie nunmehr langsam dahin schlich, um ihrer Pflicht obzuwarten. Eines Abends, als sie so wieder an ihm vorüber wandelte, faßte er sie plötzlich mit beiden Händen, zog sie in sein Zimmer und rief halb in Rührung, halb im Zorn: „Auch dir ist

es schon angethan, auch du gehst schon dahin; Mädel, laß den reichen Sold, der dich verlockt, und mache, daß du aus diesem Hause kommst.“ — Auguste sah den Alten mit großen Augen an, sie verstand seine Räthselworte nicht, er aber fuhr fort: „Glaubst du denn, Thörichte, daß wir dich aus der Ferne hätten herbeirufen müssen, daß nicht Viele in dieser Stadt willig und gern den Dienst um den reichen Lohn übernommen hätten, wenn nicht etwas Anderes dabei wäre? Blicke dort in den Spiegel, wo ist die Röthe deiner Wangen, wo das Feuer deines Auges, warum schleichst du, junge Dirne, umher, als wenn du meine Jahre und meine Leiden zähltest? Siehe, wie dir geschehen, geschah Allen, die hier weilten, sie welkten und siechten dahin, ohne krank zu sein, wenn sie einige Monden in der Nähe dieser — Lady geweilt hatten. Mag sie es ihnen anthun mit den heißen brennenden Augen, mag ihr Odem zehren von der Lebenskraft der Blühenden; ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich weiß, daß es so ist, daß es der Fluch ist von dem, was sie gesündigt, auch mir hat sie ja —!“ Der Alte hielt inne, drückte beide Hände an sein klopfendes Herz und warnte nur noch: „Flieh, flieh, Mädel, da es noch Zeit ist, kehre zurück zu deiner Armuth und

der harten Arbeit, wenn du noch ferner athmen und leben willst.“ Auguste stand tief erschüttert bei diesen Worten, deren Sinn sie kaum begriff, wohl war sie einfältig und befangen, manchem Wahne ergeben, aber hier konnte sie nicht glauben: das feste Vertrauen an die Güte Gottes ließ sie bezweifeln, was sie eben gehört hatte. Doch war ihre Brust beengt, und noch nicht gewohnt, die innere Bewegung verbergen zu können, trat sie so in das Gemach der Kranken. Diese gewahrte bald ihre Verstörung. „Was ist dir, Kind?“ fragte sie recht gütig. Auguste wagte keine Antwort, sie warf nur einen furchtsamen scheuen Blick auf die Leidende und suchte vergebens ruhig zu scheinen. Die traurige Menschenkenntniß der Kranken mochte aber wohl die Wahrheit ahnen, denn sie flüsterte mit dumpfem Tone: „Hat dir nicht einer der Dienerschaft oder der alte Hausverwalter selbst erzählt, wie die Menschen in meiner Nähe dahin welken, gleich der gebrochenen Blume ohne Wurzel?“ — Auguste zitterte und konnte nicht verneinen. — Die Kranke fuhr ruhiger fort: „Glaubst du dem Gerede?“ — Da ermuthigte sich die Furchtsame, sie legte die Hand an ihr Herz und entgegnete mit fester Ueberzeugung: „Ich glaube es gewiß nicht.“ — „Und

warum zweifelst du?“ fragte die Kranke weiter. „Ich glaube,“ entgegnete Auguste mit frommer Einfalt, „an alle Wunder, die das Gute fördern, aber ich glaube nicht, daß Gottes Güte die des Bösen zuläßt.“ Der stechende Blick des Kranken wurde milde und sie flüsterte: „Den alten Mann, der zuerst dieses Gerücht aussprach, kann ich nicht richten und nicht strafen; wohl hat er ein Recht, Böses von mir zu glauben. Aber auch ich beginne fast selbst zu wähnen, seine Worte enthalten eine Schauerwahrheit. Diejenigen, die vor dir hier bei mir weilten, waren leichtsinnige Geschöpfe, nicht gewohnt, ihre Tage in stiller, abgeschiedener Einsamkeit zu verleben. Die Wange der Einen bleichte, weil sie nicht mehr, wie sonst, auf niedern Bällen tanzen konnte; die Andere sehnte sich fort, weil ihrem Geliebten hier die Thüre verschlossen blieb; die Dritte trug den Keim des Todes schon in sich, als sie diese Schwelle betrat. Du aber bist noch rein von dem Anhauche der Sünde, dich schreckt nicht die Einsamkeit, nicht dieses stille Kerkerleben, und dennoch geschieht dir wie Jenen; o —“ fuhr die Kranke mit immer steigender Erregung fort — „ich bin ja gläubig geworden und darf nicht zweifeln, daß meine Nähe Verderben bringt.“

„Es ist nicht so," antwortete Auguste fest, „ich weiß ja, warum ich mich nicht mehr so leicht fühle in der Brust, und warum ich nicht mehr so froh und so heiter wie ehedem sein kann." — „Du weißt es," forschte die Kranke, „nenne mir das, was dich drückt, vielleicht kann ich deinen Kummer mildern." — Auguste schüttelte leise das Köpfchen und sprach schüchtern: „Ich habe sie recht von Herzen lieb gewonnen, und da schmerzt es mich, daß sie so viel leiden und ich so gar nicht helfen kann; selbst in meinen Träumen hör' ich ihre Klagen und Seufzer, und das raubt mir Ruhe und Heiterkeit."

In dem Auge der reichen Unglücklichen verglühte eine Thräne und sie rief mit gebrochenen Lauten: „Du gutes, treues Kind, und das ist Alles, was deine Wange bleicht?" — „Nein," fuhr Auguste stockend und ängstlich fort, „ich will nicht heucheln, es ist noch Jemand hier, um den ich mich ängstige und um den ich leide. Neben mir wohnt ein junger Mann, ich weiß seinen Namen nicht, auch habe ich ihn nur gesehen, nicht gesprochen, der singt, wenn es dunkelt, gar wunderschön, daß es gar mächtig das Herz ergreift, aber seit einiger Zeit wird sein Gesang immer schwächer, er hustet dazwischen recht schmerzlich, dann fühl' ich mich auch um ihn

unaussprechlich beängstigt, denn es ist mir, als würde er, wie die Nachtigall in unserm Garten, mitten im Gesange dahin sterben und ich —," ihre Stimme brach; sie konnte vor Thränen nicht weiter sprechen; die Schuldlose, die, wie die meisten Menschen, ihr eignes Herz nicht kannte, wußte nicht, welches Bekenntniß sie jetzt abgelegt hatte. Auch achtete die Kranke dessen nicht, etwas Anderes hatte sie tief ergriffen. „Der Unglückliche singt wieder," rief sie, „und es ist ihm doch so sehr verboten, o wohl hast du Recht, seine matte Brust wird brechen unter diesem thörichten Beginnen und er sich und mich tödten." Die Kranke schien Alles, selbst die eignen Leiden zu vergessen, und stöhnte dringend: „Geh, Kind, geh zu dem Unglücklichen und warne du ihn; sage ihm, ich lasse ihn beschwören, bei allen Hoffnungen seines Lebens, nie mehr zu singen." Die ängstliche Hast, mit der die Kranke flehete und befahl, erlaubte keine Einrede. Schüchtern betrat Auguste die Wohnung des Fremden. Das Zimmer war recht wohnlich und zierlich, wie Alles in diesem Hause. In einem prachtvollen Glasschranke prangten gebundene Bücher; zwischen dunklen Oelgemälden hingen musikalische Instrumente. Die Fenster des Gemaches gewährten die

Aussicht in den Garten, dessen Zierden freilich der Winter entlaubt hatte; in der Ferne wurde der Blick durch die freundlichen Elbgefilde begrenzt. Der junge Mann saß aber, noch bleicher als sonst, die rechte Hand auf der schmerzenden Brust, das Haupt niedergesenkt, den Blick am Boden wurzelnd, in tiefes Sinnen versenkt da. Als er Auguste gewahrte, überflog sein Gesicht eine zarte Röthe, und in seinem Auge leuchtete jenes Licht auf, das uns bei diesen Brustkranken so seltsam anzieht und zurückschreckt. Auch Auguste fühlte ihre Wange erglühen; so standen Beide sich schüchtern und blöde gegenüber; endlich gewann die Jungfrau den Muth, ihren Auftrag in unzusammenhängenden Worten auszurichten. Der Jüngling lächelte recht schmerzlich. „Es ist die letzte Freude meines Lebens," rief er, „wohl weiß ich, daß ich sie mit Schmerzen erkaufen muß; aber leide ich dann weniger, wenn ich verstumme, wenn ich schweigend dasitze und sinne, warum ich so entsetzlich einsam auf Erden bin? Es ist dann nur ein anderer tiefer Schmerz der Seele, der den des Körpers verdrängt. That ich doch Alles, um den Menschen, die mich immerdar quälen und belehren, zu genügen. Wurde ich doch nicht laut in des Tages Licht, nur wenn Alles schlief

und ruhete, wagte ich mein Sehnen und mein thörichtes Hoffen in die Nacht hinauszurufen. O wie werden nun Tage und Nächte, da ich so ganz verstummen soll, so traumleer und so öde sein.“ Auguste lebte noch in jenen schönen Tagen, wo der Mensch bei jedem Ungemach nur sich selbst, nicht Andere anklagt: so fühlte sie sich auch schuldig, diese Klage des Kranken hervorgerufen zu haben; sie war ja seine Verrätherin, und doch konnte sie nicht bereuen, was sie gethan, denn des Armen Leben war ja gefährdet; sie stammelte leise: „Gehen sie in Gesellschaften, suchen sie Zerstreuungen.“ Der junge Mann schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich darf nicht, der Arzt hat es verboten, er sagt, ich wäre gefährlich krank, mir aber ist es, als sei es nicht so, sondern ich müsse nur hinaus in die weite, weite Ferne, um mich recht wohl zu fühlen. Ich weiß wohl,“ setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „daß es allen Kranken meiner Art so geht, und daß sie, je näher sie dem Grabe zuwandeln, desto lebhafter von Reisen und sicherer Genesung träumen; aber ist denn diese Täuschung nicht schön, umzaubert sie nicht des Grabes Schauer schon hier mit einer beginnenden Verklärung? Eben so räthselhaft wie mein krankhaftes Sehnen, ist meine Ver-

gangenheit. Meine entschwundenen Tage haben kein Gedächtniß; ich kann mich nur der Zeit erinnern, wo ich, schon ein ziemlich erwachsener Knabe, auf dem Krankenlager mich befand und an einer schweren Wunde litt; Alles, was mir früher geschehen, ist erstorben, und doch ist mir wiederum, als müsse ich mich plötzlich wieder dessen erinnern, was in Nacht versunken ist, als müsse mir Alles klar werden, was mich jetzt in Zweifeln peinigt. Weiß ich Armer doch von mir kaum mehr als den Taufnamen, und ist mir doch völlig unbekannt, ob diese Menschen, die mich pflegen, nur Fremde oder Anverwandte sind, ob ich ein heiliges Recht habe, das zu fordern, was sie mir geben, oder ob es nur eine Barmherzigkeit ist, die man dem Bettler angedeihen läßt. Außer dem Arzte tritt nur der Hausverwalter zu mir; der alte Mann scheint mir wohl recht gut zu sein, aber seine Liebe ist nicht wohlthuend. Alltäglich kommt er des Morgens herauf und starrt mich trübe an und fragt, ob ich viel gehustet, ob ich freier athmen könne; dann umspäht er die Arzneien, welche der Doctor verschrieben, und wenn ich es einmal wage, ihm von meinem Sehnen in die Ferne zu sprechen, wird der Wortkarge unwillig und läuft grollend davon. Manchmal, wenn

ich im halben Schlummer liege, ist es mir, als ob der Ergreiste vor meinem Bette steht, meines Athems lauscht und sich dann leise wieder entfernt. Was ist mir der alte Mann, was bin ich ihm? Warum kerkert mich dieses sonderbare Zwangleben? Alle diese dunklen Fragen werden wieder in mir erwachen und mich peinigen, wenn ich nicht mehr singen darf und mein Leben so ganz veröden wird."

„Ich will ihnen Gesellschaft leisten," fiel Auguste dem Klagenden in die Rede, „wenn ich nicht bei der Herrschaft bin."

Des Jünglings Blicke leuchteten, seine Wange überzog wieder das zarte Roth; er faßte beide Hände der Jungfrau und rief mit freudebebenden Tönen: „Ach wenn sie das wollten, alle andere Wünsche würden dann verstummen, ich würde nicht mehr achten der Schmerzen in meiner Brust, meine Träume wären dann in Erfüllung gegangen und ich noch recht glücklich auf Erden."

Ein sonderbares, nie geahntes Gefühl überkam bei diesen Worten die schuldlose Auguste. Zitternd entzog sie dem Jüngling ihre Hände, sah ihm furchtsam in das tiefblaue Auge und verließ dann schnell das Gemach. —

Traulicher wurde das Verhältniß zwischen Au-

guste und Eduard, aber auch zugleich für die erste schmerzreicher. Mit dem Beginnen des Frühlings bleichte Eduards Wange immer mehr, wurde sein Odem immer kürzer, der Husten immer stärker, der Arzt kam öfterer und schien besorgter zu sein. Eduard allein wußte nicht, was ihn bedrohete, er wußte nicht, wie nahe das Mitleid das Ende seiner Tage fürchtete, er war heiter und glücklich in Augustens Nähe; sie aber, die Arme, mußte ihre Empfindungen, ihre Besorgnisse, ihre Furcht verbergen, mußte lächeln, wenn ihr Herz blutete, mußte scherzen, wenn sie verzagte. Ach, dieses Erheucheln des Frohsinns war so peinvoll wie es schuldlos war.

Die Blumen waren längst aus der Erde wieder auferstanden; aber Auguste gedachte ihrer nicht mehr; die Sorge um ihren Eduard hatte aus ihrem Herzen alle früheren Neigungen verdrängt, da führte der Zufall sie wieder in den Garten; die Lilien dufteten dort so schön, wie in jenen Tagen der glücklichen Unbefangenheit; sie nahm einen Strauß derselben mit auf ihr Stübchen, und sonderbar, in derselben Nacht kehrte der längst versunkene Traum ihr wieder zurück, und die Blumengeister begrüßten sie freundlich mit Kuß und Worten, und erinnerten sie abermals, wenn sie sich unglücklich und bedrängt

fühle, an dem Throne ihrer Königin um Hülfe zu flehen. Mit dem Erwachen waren zwar alle Gebilde wieder entschwunden, aber die Rückerinnerung war ihr ja geblieben. Sie lächelte recht trübe über diese Täuschungen, und sprach trostlos zu sich selbst: Wenn auch das Wunderbare wirklich wahr wäre, und wenn jene Königin wirklich dem armen Eduard helfen könnte, wo soll ich Unwissende wohl ihren Thron finden, der vielleicht in weiten Fernen, jenseits stürmender Meere und unbekannter Länder liegt?

In derselben Nacht geschah auch dem Leidenden Eduard gar Sonderbares. Der böse Husten weckte ihn aus dumpfem Traume, die Brust schmerzte mehr als gewöhnlich. Die Nacht war lau und heiter, der Mond an dem wolkenleeren Himmel beleuchtete und übergoldete die fernen Gebirge mit einem seltsamen Lichte, daß die hohen Steinmassen wie lebende Riesen erschienen. Mit jener thörichten Sehnsucht, die ihn immerdar zu jenen Höhen zog und die immer lauter und lauter in seinem Busen wurde, breitete er die Arme nach jenen Gipfeln hinauf, als könne er sie erfassen und seine kranke Brust an ihren kalten Gebilden Genesung finden. Da hauchte die Laute, mit der er einst seine Gesänge begleitet

hatte, und die jetzt seit vielen Monden uubenutzt an der Wand hing, von selbst weiche, sanfte Töne. Eduard erschrak; er kannte ja die Sage, wie Instrumente und Gläser erklingen und oft das Leblose eine Sprache erhält, um einen Sterbenden heim zu rufen; er wandte das Haupt und flüsterte leise: „Rufst du mich?“ — Da sah er aber um die Laute goldene Lichtgestalten schweben, die sich sanft zu ihm niedersenkten. Die Erscheinungen waren von wunderbarer Schönheit, und sie sprachen zu dem Kranken: „Wir sind die Bewohner jener Welt, die jetzt dort oben auf dich niederleuchtet. Oft haben wir in früheren Tagen deinem Gesange gelauscht und dich lieb gewonnen, wie wir alle Erdgeborene lieben, denn gern weilen wir auf eurem Stern und wandeln auf goldenen Strahlen zu euch nieder; aber ihr harten, wildbewegten Wesen scheucht uns nur immer von euch, daß wir nicht heimisch werden können bei euch. Aber wenn einst auf Erden keine Zwietracht mehr herrscht, wenn jeder Haß und Groll erloschen ist, wenn kein Bruder mehr den andern fehdet, wenn kein Menschenblut mehr vergossen wird, dann wird auch die schöne Zeit da sein, wo wir euch verbrüdert und verschwistert, wo beide Welten einen Seelenbund bilden werden. Du aber, du Ar-

mer, sollst nicht untergehen, ohne gelebt zu haben, du sollst genesen, so du uns nur vertrauen willst. Wandle zu jenen Höhen, die dort vor deinen Augen liegen, alldort steht unser unsichtbarer Tempel, alldort wirst du Genesung finden.“ Jetzt zog ein Nebelgewölk über den leuchtenden Mond; im Gemache wurde es dunkel; Eduard fühlte noch, wie eine weiche Hand über seine kranke Brust strich, und wie er da freier, leichter, schmerzloser aufathmen konnte. Aber als der Mond wieder leuchtete, waren alle Erscheinungen entschwunden und Eduard von seinem Traume erwacht, oder auch wieder in den Schlaf gesunken.

Anders als Auguste nahm Eduard diese Täuschung; der Kranke wie der Unglückliche ist leicht jedem Wahnglauben ergeben, Eduard trauete dem Rufe der Mondscheingeister um so williger, da sie nur sein eignes Sehnen nach jenen Höhen ausgesprochen hatten.

Als Auguste am Morgen nach dieser Traumnacht zu der Lady trat, verließ eben der Arzt das Zimmer. Es war zum ersten Mal, daß Auguste diesen hier gewahrte. Das Antlitz der Kranken war nun nicht mehr bleich, sondern fahlgrau; das Auge zuckte wohl noch im heißen Feuer, aber es erlosch

gleich wieder in dem nämlichen Augenblicke, als schwinde ihm die Sehkraft. Mit banger Theilnahme forschte Auguste: „Sind sie kränker, leiden sie mehr, fürchtet der Arzt?" „Nicht von mir war die Rede," antwortete die Befragte, „nicht von meinem Untergange, von eines Andern nahen Tode berichtet der Arzt. Aber auch meine Stunde wird sich einen mit der jenes Vergehenden. Die Tochter nahet nicht meinem Leidenslager, kein Blutsfreund ist hier, dem ich sagen könnte, was mich quält; darum will ich vor dir, der Fremden mit dem weichen Kindesherzen, mein Herz entlasten; du sollst mich ganz kennen lernen. Hebe jenen dunklen Schleier an der Wand." Auguste folgte dem Befehle, ein herrliches Jugendbild des Liebreizes und der Schönheit trat ihr aus der dunklen Leinwand entgegen. „Sieh," fuhr die Kranke fort, „das war ich einst, dies bin ich nun; was hat mich so gewandelt? nicht die Last des Alters. Ich war noch nicht zwanzig Jahre, als ich Mutter wurde, und mein einziges Kind zählt jetzt neunzehn Lenze. Die Fehle des Herzens, die geistige Verirrung hat mich so verändert. Mein Vater war ein reicher Mann, mit einem ehrenwerthen Namen; der Zufall hat ihn überhäuft mit Glücksgütern, ihn erhoben in die Nähe des Thro-

nes, aber was er besaß genügte ihm nicht, er rang nach dem, was ihm versagt worden, er geizte nach geistiger Macht; doch hier blieb es Nacht vor seinen Blicken, und Alles, was er hier erstrebte, war nur ein schaales Halbwissen. Mein älterer Bruder war ein lieber, holder Knabe, voll seltener Herzensgüte, still in sich verschlossen; ich aber war lebhaft, des Vaters Liebling, denn seine Schwäche war auf mich übergegangen. Auch mir genügte nicht der Liebreiz der Jugend, nicht die Gabe der Schönheit, die mir zu Theil geworden; ich wollte glänzen durch meinen Verstand, Bewunderung erregen durch meine Geistesgröße. Da umringte mich eine Schaar thörichter Halbgelehrten, die meinen kindlichen Sinn störten und meinen Kopf mit einem Wissen verwirrten, das ich noch nicht fähig war zu fassen und zu läutern. So kam es, daß ich einer Verirrung verfiel, die nur selten ein Weib ergreift; ich wagte, betäubt von den sophistischen Ansichten eines damaligen Philosophen, Gott zu leugnen. Mein Vater war entzückt über diesen Doppelwahnsinn des Kopfes und des Herzens; es konnte mir nicht fehlen, das ich die Bewunderung einiger Thoren gewann, das schmeichelte meiner Eitelkeit und ich suchte mit Hintansetzung der Weiblichkeit meinen Ansichten

überall Anerkennung zu verschaffen, und obgleich der Warner oft zu mir trat und manches Wunderbare meinem Leben geschah, so suchte ich es doch durch Klügeln zu zergliedern, zu entschleiern. Ich stürzte einst von einer hohen Treppe nieder, kein Glied meines Körpers wurde verletzt, kein Blutmal zeugte von dem tiefen Sturze; doch war es kein Wunder, keine Gnade Gottes, die mich rettete, sondern nur die eigne Geschicklichkeit. Auf einer Lustfahrt nach Deptfort gingen die Pferde, von einem Hunde gescheucht, mit mir durch; der Kutscher war bereits gestürzt, die Rosse rannten unaufhaltbar den reißenden Wogen zu; am Ufer spielten Kinder, sie schrien erschrocken auf und warfen in der Angst den herantosenden Thieren ihre Blumen entgegen, und die wilden Pferde standen sogleich. Wiederum kein Wunder, kein Einschreiten der Allmacht Gottes, Alles dies ließ sich ja erklären, erklügeln; es wäre lächerlich gewesen, solche Ereignisse für mehr als Zufälliges zu erklären. Die alten Diener unsers Hauses zogen sich scheu vor der Gottleugnerin zurück, und hingen mit um so festerer Treue an meinem Bruder. Anfangs suchte ich sie durch Gold zu gewinnen; ich fand viel Blödsinnige, die für Gold wie Judas thaten, und das Heiligste verleugneten.

Bei dem Eintritt in das Coventgarden-Theater wurde mir einst meine Börse entwendet; die wachsame Polizei ertappte den Dieb auf der Stelle: es war ein blonder Knabe mit einem freundlichen, unschuldigen Gesicht, er fiel mir zu Füßen und versicherte unter Thränen, wie ihn nur die Noth, seinem alten kranken Vater Brot zu schaffen, zu diesem ersten Verbrechen gezwungen habe. Der rohe Ortsaufseher meinte dagegen, er sei ein ruchloser Bube, der schon mehrfach Unthaten geübt hätte. Mit einem launischen Eigenwillen nahm ich mich des Verbrechers an; durch die Verwendung meines Vaters wurde die Untersuchung niedergeschlagen und Charles, der gute Sohn, der für seinen Vater stahl, trat in meine Dienste. Er wurde mir um so lieber und werther, da die andern Diener des Hauses sich von ihm verächtlich zurückzogen; auch war er munter, gehorsam und verstand die Kunst, sich mit Schlauheit und Schmeicheleien in meine Launen zu fügen."

„Mehrere Jahre vergingen; mein Vater lag im Grabe; mein Bruder John hatte eine Irländerin geheirathet, die ihm einen Sohn gebar und bald darauf starb. Dieser Verlust — John hatte seine Gattin innig lieb gehabt — wirkte recht schmerzlich auf meinen Bruder; er wurde noch stiller, noch in

sich verschlossener, er lebte abgeschieden von der Welt und meinem Treiben, nur der Erziehung seines Knaben. Um mich warb nun ein reicher Sonderling, dessen Laune sich nur von der Gottesleugnerin angezogen fühlte; denn wie seinem Hauswesen nur Zwerge und verkrüppelte Diener vorstanden, wie er in London nur mit lahmen Pferden einherfuhr, und in seinen Forsten auf gezähmten Hirschen mit schwindsüchtigen Hunden den Fuchs und den wilden Eber jagte, so wollte er auch eine Gattin erkiesen, die nicht zu den gewöhnlichen ihres Geschlechts gezählt wurde. Ich liebte diesen Mann nicht, wie konnte mein Herz, das sich von Gott abgewandt hatte, einen Menschen lieben? Aber er war reich; bei meines Vaters Tode hatte es sich ergeben, daß durch seinen Leichtsinn und durch seine Verschwendungssucht das Vermögen beinahe vergeudet, und ich und mein Bruder für England verarmt waren. Die Thörin reichte daher dem Thoren die Hand, um wieder glänzen, um wieder prunken, um wieder in den Kreisen der sogenannten gebildeten Welt eine traurige Unsterblichkeit von wenigen Monden erringen zu können. Jetzt starb uns der letzte Blutsverwandte, ein reicher Großohm; mein Bruder war sein rechtmäßiger Erbe; aber ein Abenteurer, der in

London von Spiel und Trug lebte, wagte ihm das Erbe streitig zu machen, und sich für einen Enkel des Verstorbenen auszugeben. Die Lüge war wohl offenkundig; doch fand der Gauner einen gleich rechtlichen Sachwalter, der den Prozeß übernahm. Alle Ränke und Schleichwege der Gegner konnten keinen Erfolg herbeiführen, denn John war der Besitzer eines Dokuments, das unbestreitbar bewies, der Verstorbene habe nie in einer Ehe gelebt, nie Kinder gehabt, und konnte folglich auch keinen Enkel besitzen. Als aber mein Bruder das Papier dem Gerichte vorlegen wollte, war dieses nicht zu finden. Der Schrank, in dem mein Bruder sich genau erinnerte die Urkunde aufbewahrt zu haben, stand in dem Sterbezimmer seiner Gattin, in dieses Gemach kam, außer meinem Bruder, nur ein alter Irländer, der bei Johns Verheirathung in das Haus gekommen war, und der des Bruders ganzes Vertrauen besaß. Weder die Schrankthür, noch die des Zimmers waren erbrochen; Tage und Wochen wurden die Forschungen nach der verlorenen Urkunde mit gleich unglücklichem Erfolg erneut. Der Prozeß nahm nun einen für meinen Bruder ungünstigen Gang. Jetzt trat Charles zu mir und machte mich aufmerksam, wie Patrick, der Irländer, jetzt

öfterer als gewöhnlich sich in Branntweinschänken und Gaunerherbergen umhertreibe, und oft schwer betrunken erst am Morgen zurückkehre. Bei dieser Anklage hoffte ich den Verbrecher aufzufinden, denn ich erinnerte mich nun, daß Patricks Bruder der Schließer des Hauses war, wie leicht war es, daß Beide verbunden den Raub begangen hatten. Ich war es schon gewohnt, meine Ansichten und Thorheiten geltend zu machen, daher ließ ich sogleich, ohne Vorwissen meines Bruders, den verdächtigen Irländer zu mir rufen. Noch ehe er vor mir erschien, war er von der Dienerschaft unterrichtet, welch eine Anschuldigung seiner harre. Wild erregt trat er im Geleite der Dienerschaft in mein Gemach; augenscheinlich war er auch betrunken, um so weniger glaubte ich Ursache zu haben seiner zu schonen, und beschuldigte ihn ohne Weiteres des Treubruchs und des Diebstahls. Einen Augenblick schwieg er, die Stirnader schwoll hoch auf, die Augen verglas'ten und seine Brust rang vergebens nach Odem, endlich brach sein Zorn in Worte aus: „Du glaubst keinen Gott über dir, wie kannst du denn an die Rechtlichkeit eines Menschen glauben. Meines Vaters Kinder waren immerdar ehrliche Leute. Wir hatten kein Schwein in unsrer Hütte, aber ein ruhiges

Gewissen in der Brust. Du beschuldigst mich des Diebstahls und stiehlst mir doch selbst jetzt meinen ehrlichen Namen. Der Irrsinn über dein Haupt, da du dem rechtlichen Mann mißtrauest und den offenkundigen Dieb in deine Dienste nimmst. Meines Vaters Kinder werden ehrliche Leute bleiben, selbst wenn deine Zunge sie besudelt!" — Ich war empört von der frechen Rede und der gehaltlosen Vertheidigung des Berauschten, mein Stolz und der Dünkel auf meine geistige Uebermacht waren verletzt, ich konnte, durfte ja nicht Unrecht gegen solch ein niedres Wesen haben; so trat ich ihm näher, sah ihm fest ins Auge und rief mit erkünstelter Ueberzeugung: „Du und kein Andrer hat das Dokument gestohlen!" Da erbleichte der so Beschuldigte, die Röthe des Zornes und des Rausches schwand von seinem Gesichte und machte einer fahlen Blässe Raum. Scheu trat er vor mir zurück, bekreuzigte sich und rief: „Der Böse selbst spricht mit deiner Zunge." Dann klagte er wieder: „O Jesu, süßes Jesulein, ist es so weit mit mir gekommen, daß ich für einen Schurken gehalten werde!" Er wandte sich zum Beistande an die Dienerschaar und rief ihnen zu: „Christenmenschen! süße Christen, sprecht und zeugt für mich, ihr kennt mich ja alle!" —

Aber mein war nun der Sieg; zu fest, zu bestimmt hatte ich die Anklage ausgesprochen; Niemand der Miethlinge wagte einen Zweifel, Keiner sprach für ihn, und der beleidigte Charles lächelte höhnend auf ihn nieder. Da gährte der Zorn wieder in dem Angeklagten auf, die Wuth schien seinen Rausch zu mehren, er taumelte sichtlich, stammelte abgebrochene, unverständliche Flüche, hob die fest geballten Fäuste gegen die eigne Stirn und stürzte aus dem Gemach. Der ganze Auftritt war so gemein, daß ich mich dessen schämte und den Anwesenden das tiefste Stillschweigen gebot. Doch war ich nicht gewohnt, auf halbem Wege stehen zu bleiben; ich beschloß meinem Bruder Argwohn und Verdacht mitzutheilen und fuhr deshalb am Abend zu ihm."

„In dem Hause meines Bruders herrschte ungewöhnliche Verwirrung; Niemand beachtete mich, Niemand hatte mein Kommen bemerkt. Als ich in das Gemach trat, gewahrte ich den Irländer, dessen Anklage ich hier erneuern wollte. Er lag leichenbleich auf dem Ruhebette; der Arzt hatte ihm eben eine Ader geöffnet. Als er mich gewahrte, leuchtete sein Auge noch einmal auf; er stammelte mit schwerer Zunge einige Sylben — Gebet oder Verwünschungen? — und starb alsobald. — Als der Un-

glückliche in des Zornes Glut von mir stürzte, hatte er sich sogleich wieder in eine niedre Schänke begeben; unter Flüchen und Verwünschungen trank er dort so unmäßig, daß ihn ein Schlaganfall traf. Er wurde nach Hause getragen. Mein Bruder, der den Diener liebte, ließ sogleich den Arzt rufen; Rettung wäre vielleicht möglich gewesen, da führte mich ein böses Geschick in das Zimmer, er erblickte mich, und ich wurde seine Mörderin. Es herrschte ein langes, finsteres Schweigen, als der Mann gestorben war. Alle sanken in die Knie, als der Arzt den furchtbaren Ausspruch that: „Er ist todt!" Nur Einer kniete nicht, nur Einer betete nicht, es war der Bruder. Er drückte dem Todten die Augen zu, trat dann nahe vor mich hin und sprach: „So wahr der Herr lebt, mein Bruder ist unschuldig an dem Verbrechen, das du ihm aufbürdetest, und seinen Tod hast du einst vor Gott zu verantworten." — Des alten Mannes Worte waren nicht zornvoll, er sprach ruhig, ernst, ohne wild erregte Leidenschaft, aber um so stärker wirkte seine Rede. Hier war ich die Gerichtete; diejenigen, die hier um die Leiche standen, wandten mit Abscheu ihre Blicke von mir ab, selbst mein Bruder schien dieses Gefühl zu theilen. Umsonst suchte ich mich mit dem

Dünkel meiner Unfehlbarkeit, meiner geistigen Kraft zu waffnen; ich vermochte es nicht, zum ersten Mal fühlte ich in den Schauern, die mein Innerstes durcheis'ten, das Einschreiten Desjenigen, den ich verleugnete."

„Aber nach wenigen Tagen hatte ich meine Ruhe wieder, und mit starrer Eigensucht hielt ich den Gedanken fest: der Todte sei dennoch der Veruntreuer der wichtigen Urkunde gewesen. Wenig achtete ich es, daß mehrere meiner treusten Diener unter nichtigen Vorwänden ihre Entlassung heischten; was lag mir an dem Beifall und der Meinung der Niedern; aber es befremdete mich, als auch Charles um seinen Abschied bat; seine Gründe waren indeß gewichtiger. Der Groll der Dienerschaft gegen ihn war seit des Irländers Tod ein unsühnbarer Haß geworden; sie verfolgten den falschen Angeber, wie sie ihn nannten, überall; darum beschloß er seinen Feinden zu weichen. Reich beschenkt entließ ich ihn; aber nur wenige Monden waren vergangen, als ich vernahm, Charles sei gefänglich eingezogen und von einem schweren Urtheilsspruche bedroht. Er hatte sich einer falschen Spielerbande angeschlossen, die, nachdem sie mehrere Leichtsinnige ausgeplündert, einen Fremdling thätlich mißhandelt und lebensge-

fährlich verwundet hatte. Wie so oft der Mensch im grellen Widerspruch denkt und handelt, so glaubte ich, die sündige Zweiflerin, an die Tugend und Rechtlichkeit dieses Elenden, und entschuldigte sein Vergehen. Ich opferte bedeutende Summen, um ihn von der Strafe zu befreien; aber ich konnte nicht hemmen den Gang der Gesetze, er wurde verurtheilt, auf acht Jahre deportirt zu werden."

„Der Tod des Irländers hatte mich völlig dem Hause des Bruders entfremdet. Daniel, Patricks Bruder war in dessen Stelle getreten und hatte Johns ganzes Vertrauen gewonnen, obgleich auch mit diesem Manne ein seltsamer Wandel vorgegangen war. Früher ein stiller, ruhiger Mensch, trieb er sich nun, wie einst sein unglücklicher Bruder, in den Whiskey-Schänken und Gaunerherbergen von Field-Lane und Saffron-Hill umher, verpraßte die Nächte, verschlief die Tage und achtete wenig der Dienstpflicht, die ihm oblag. Es ist ihm angethan, sprachen seine Landsleute, und wirklich erregte dieser Mensch ein unwillkürliches Grausen. Der Rausch gab ihm nicht, wie Andern, Heiterkeit und Frohsinn, er erzeugte bei ihm kein wildes Aufwallen des Blutes, keinen Ausbruch des Zorns und der Leidenschaft; wie er auch trank und das betäubende

Gift in Uebermaß genoß, er blieb finster, ruhig, in sich verschlossen, es konnte nur auf seinen Körper, nicht auf seinen Geist wirken.“

„Mein Gemahl war fern, seinen Sonderlingslaunen nachhängend, als mir meine Kammerfrau meldete, Daniel verlange mich zu sprechen. „Gebiete dem Trunkenbold,“ rief ich erzürnt, „sogleich die Schwelle meines Hauses zu verlassen.“ — „Er ist nicht trunken,“ widerlegte die Kammerfrau schüchtern; „es scheint etwas Wichtiges vorgefallen, vielleicht, daß ihr Bruder...“ Ich ließ den Irländer eintreten; es war, wie die alte Frau versichert hatte, der Mann war nüchtern und scheinbar ruhig; aber das Auge, das mich an dem Leichnam des Bruders bedrohete, leuchtete auch jetzt feindlich auf mich nieder: „Sie haben,“ sprach er mit bebenden Lauten, in denen mehr Schmerz als Groll lag, „meinen Bruder des Diebstahls, der Veruntreuung und des Einbruches beschuldigt; selbst gegen den Todten sprachen sie noch diese Anklage aus. Jetzt,“ fuhr er stärker fort, „jetzt müssen Sie widerrufen, jetzt ist der Augenblick da, wo sie ihr Unrecht anerkennen und eingestehen müssen. Der Thäter ist entdeckt!“ — Er hielt einen Augenblick inne und sein Auge brannte heißer in das meinige; ich mochte vielleicht

unwillkührlich erbleichen in Erwartung dessen, was da kommen würde. — „Es ist ihr Schützling, Charles,“ fuhr er endlich fort, „der meinem Herrn die Schrift stahl.“ — „Ein elendes Mährchen,“ hohnlächelte ich, „leicht ist es, den unglücklichen Entfernten jetzt anzuklagen und ihn jedes Verbrechens zu zeihen; wer zeugt gegen ihn?“ — „Sein eigner Vater,“ rief Daniel mit harter Stimme überlaut, „sein eigner Vater klagt ihn an. Um die Unthat zu lichten, um den Verbrecher zu entdecken, trieb mein unglücklicher Bruder sich in jenen Schänken umher; um seine Ehre zu retten, um seinen Namen von der Schande zu reinigen, that ich wie er, wurde heimisch in den Diebshöhlen und Gaunerverstecken, schwelgte, fluchte, sündigte, und lag Sonntags, statt zu beten, berauscht auf der Bank, und siehe, mir ist gelungen, was mein Bruder nicht erreichte. Wie ich auch Charles Vater umschlich und ihm zutrank, er blieb seiner Zunge Herr und seine Brust verschlossen; aber gestern öffnete der Groll der Armuth sein Herz, er bekannte, wie sein Sohn die falschen Schlüssel geschmiedet und gefeilt und den Diebstahl begangen. Er hatte den reichen Lohn seiner Sünde empfangen, aber der gute Sohn, wie ihr ihn nanntet, gab dem Vater nichts von seinem Flucherwerb,

er ließ ihn darben, wie er es immer gethan hatte. Er wandte sich mit seinem Golde zu den falschen Spielern und Gaunern und trieb nebenbei dieselbe Kunst, die er schon als Knabe geübt. Ihm ist geschehen nach seinen Thaten; aber meinen armen Bruder kann kein Gesetz und keine Entsühnung erwecken; nur sein ehrlicher Name ist von der Schmach gereinigt.“ Der alte Mann schritt von dannen; ich fühlte keine Reue, nur grollende Beschämung, daß, wenn auch nicht meine Lippe, mein Herz ein Unrecht eingestehen mußte.“

„Einige Wochen nachher trat mein Bruder, seinen Knaben an der Hand, hinter ihm der finstre Daniel, in mein Zimmer. „Ein häßlicher Zwist,“ sprach er, „hat unsre Herzen getrennt und entfremdet. In der Stunde, wo mich eine weite gefahrvolle Reise von dannen ruft, will ich nicht scheiden, ohne der Schwester die Hand zur Sühne zu reichen. Ein Betrüger betrog den andern. Charles, dein Diener, der mir die wichtige Urkunde stahl, empfing von dem falschen Erben den bedeutenden Lohn, aber er lieferte ihm das Papier nicht aus, sondern behielt es zurück und fand selbst Mittel es mit sich in seinen Verbannungsort zu nehmen; wahrscheinlich hoffte er durch dessen Besitz einen immerwäh-

renden Sündenzins zu erringen. Der Abenteurer, der mir das Erbe des Großohms rauben wollte, ist verschwunden, demnach wird weder mir noch einem andern Verwandten das Vermögen überantwortet, wenn nicht jenes Dokument dem Gerichte vorgelegt wird. Meinem Sohne bin ich es schuldig, ihm das Vermögen zu sichern. Ich reise deshalb sogleich nach Sidney ab, um die Urkunde wieder zu erlangen. Weit und gefahrvoll ist die Reise, wer kann bestimmen, ob ich wiederkehre; darum wollen wir nicht scheiden im Grolle. Er zog mich an sein Herz, sein Auge wurde naß und mit weichen Lauten flehete er: Vergieb mir, wenn ich dir weh und Unrecht that, wie ich dir von ganzem Herzen vergebe. Und noch leiser setzte er hinzu: Ich nehme den Knaben mit mir, ich kann mich nicht von ihm trennen; wenn er aber allein wiederkehren sollte, so sei du ihm Schutz und Mutter. Mein Bruder sprach die Worte mit einer trüben Vorahnung; seine Wange war so blaß, sein thränenfeuchtes Auge so erloschen; seit dem Tode seiner Gattin kränkelte er immer fort. Eine ungewöhnliche Rührung kam über mich, zum ersten Mal fühlte ich die Heiligung des Schmerzes; ich drückte den Bruder und seinen Sohn fest in meine Arme, doch trat keine Thräne

in mein Auge; mein Bruder mochte wohl in diesem Augenblick mich nicht verkennen, aber der alte Irländer murmelte, indem er die finstern Blicke von mir wandte: Keine Thräne in ihrem Auge, kein Gott in ihrem Herzen."

„Es war seit dieser Trennung beinahe ein Jahr verflossen; ich ritt nach Pinrose-Hill, gefolgt von einer Schaar Thoren und Bewunderer, die gleich mir keinen Gott glauben wollten, weil er aus ihren Herzen gewichen war. Ich war eine der geschicktesten Reiterinnen in London; es war mir ein Leichtes das Pferd mitten im Fluge anzuhalten; auch jetzt sausete ich im wilden Galopp dahin, obgleich vor mir ein alter Mann mit einem Knaben an der Hand wandelte. Als des Pferdes Athem bereits die Fußgänger anhauchte, wollte ich das Roß pariren; zu spät, diesmal mißlang meine Kunst, das Thier strauchelte und das Kind stürzte unter dessen Hufen. Da hob der alte Mann das blutende Kind, dessen Augen geschlossen waren, gen Himmel empor und schrie: Verflucht ist das Weib, das des Bruders Kind unter des Pferdes Hufen zertritt! — Ich glaubte keinen Gott, keine Vergeltung, aber doch rieselte es eiskalt in meinen Adern, als ich den alten Mann so zetern und seine Verwünschun-

gen ausschreien hörte. Er hatte wahr gesprochen, das blutende Kind war mein Neffe, in seiner erkaltenden Hand hielt er noch den Brief umklammert, in dem der sterbende Bruder ihn meiner Obhut empfahl. Nicht ich, Fremdlinge sandten nach dem Wundarzt; dieser erschien, aber seine abgebrochenen, wortkargen Aeußerungen verkündeten nichts Gutes. Und ehe ich noch wußte, ob der Knabe leben oder sterben würde, leuchtete es blutroth am Himmel auf, mein Sommersitz mit seiner prachtvollen Einrichtung, mit seinen unzahlbaren Kunstschätzen brannte; und ehe noch die Glut verglommen, trat mein Agent zu mir und brachte mir die Nachricht, wie der Kaufmann, dem mein Gatte die Hälfte unsers Vermögens anvertraut hatte, fallirt habe; und ehe ich noch dieser Nachricht ein Hohnlächeln entgegensetzen konnte, kam eine neue Trauerkunde: mein Gemahl war todt; er hatte einen wilden Eber zähmen wollen und das Thier hatte seine Hauer in dessen Brust geschlagen. Der Fluch ging in Erfüllung, das Strafgericht des Gottes, den ich verleugnet hatte, begann. Keine Stunde verging, daß nicht eine neue Trauerbotschaft, ein neues Mißgeschick eintrat. Meine Diener, meine sogenannten Freunde, selbst diejenigen, die sich die Schüler und Anhänger meiner Lehre

nannten, zogen sich scheu und furchtsam vor mir zurück; ich war allein! Niemand, nicht der Ueberreiche, nicht der Bettler wollte Gemeinschaft mit der Gerichteten haben. Ich aber erstumpfte, erkaltete in den ewigen Mißgeschicken; es war aber keine Ergebung, es war nur Trotz, was mich so fühllos erstarkte, und darum war es auch nur das Beginnen, nicht das Ende des Strafgerichts. Es erschütterte mich selbst nicht mehr, als der Arzt zu mir trat und mir erklärte: mein Neffe werde leben, aber ein Leben ohne Freude, ohne Genesung, ewig siechend, langsam dahin sterbend. Noch ein sonderbarer Umstand hatte sich begeben; jenes unglückliche Dokument, um dessentwillen mein Bruder das Meer durchschiffte, um dessentwillen er starb, hatte der Knabe, als ihn das Roß niedertrat, in der Hand gehabt, es war spurlos verschwunden, ihm wahrscheinlich in der Ohnmacht entfallen, da hingegen der Scheidebrief des Vaters ihm krampfhaft in der Hand geblieben. Die Urkunde blieb verloren und ohne diese konnte weder er noch ich das Erbe erlangen. Was sollte ihm auch des Goldes Ueberfülle, da er nicht genießen konnte, nicht genießen durfte des Lebens Freude? Als der Knabe etwas von seinen Wunden genesen war, hob ihn der alte

Daniel, der ihn bis jetzt sorgsam gepflegt und nicht von seinem Lager gewichen war, empor und wollte mit ihm von dannen schreiten. „Wohin willst du mit dem Kranken?" fragte ich. „Ich will ihn zu mir nehmen," entgegnete der Irländer, „denn ich habe seinem Vater bei Gott und dem Erlöser zugeschworen, ihn nicht zu verlassen." „Das sollst du auch nicht," sprach ich, „du sollst bei ihm bleiben immerdar und ich will dich nicht beschränken in deinem Thun und Walten." Der Alte willigte ein ohne Gegenrede, aber auch ohne Dank. Der Irländer wurde mein Verwalter, und obgleich er mich glühend haßt, ist er doch treu und redlich; er weilt noch bei mir, meinem Auge eine Qual, wie ich dem seinen eine Marter. So kam die Zeit heran, wo ich Mutter werden sollte; das Kind, das ich in jener Zeit, wo ich kalt und todt für Alles, fühllos jedem Körper- jedem geistigen Schmerz war, unter meinem Herzen getragen, war lieblich und wunderschön; aber in sein Auge trat keine Zähre, es lernte nicht lächeln, empfand keine Freude, keinen Schmerz. Die Seelenerstarrung, in welcher mein Leben verödete, war auf das Kind übergegangen. Die Aerzte riethen mir die Bäder Deutschlands für meine Jenny; ich folgte gern ihrem Ausspruche; mir war nicht

wohl an der Stätte, wo ich gefrevelt und gesündigt hatte. O wie thöricht ist der Mensch, daß er glaubt, sein Weh kette sich an die Erdenscholle; nur im eignen Herzen trägt er seine Hölle, seinen Himmel. Aber die Heilquellen waren bei meinem Kinde fruchtlos; ihr Körper erblühete immer schöner, selbst ihr Geist reifte, aber das Seelenleben blieb ihr verschlossen; ihr Dasein war eine ewige Oede; denn wie tief verarmt ist das Leben, das nicht lächeln und weinen kann. Eben so trauerreich war das Leben meines Neffen, in seiner schweren Krankheit war sein Gedächtniß für das Vergangene erloschen, Alles, was er erlernt, erkannt, erfaßt hatte, war dahin, und dies war vielleicht eine Wohlthat des waltenden Geschickes, er wußte nun nicht, wie viel er in der Blütenzeit des Lebens, die für ihn in dunkler Nacht dalag, schon verloren hatte, er wußte nicht, was ich ihm war und was ich ihm gethan. Sein Unterricht begann aufs Neue; er lernte fleißig, und errang bald wieder das Vergessene, aber seine Brust litt immerdar und sein Körper siechte immerfort; sein Gefühl steigerte sich zur höchsten Reizbarkeit, er konnte trauern um eine welkende Blume, um das Verstummen der Nachtigall, er konnte weinen, wenn ihm verboten wurde zu singen, was

er so gerne that. Auf einen Arzt, dessen Seherblicke tief in das psychische Leben des Menschen drangen, bauete ich meine letzten Hoffnungen. Er that den furchtbaren Ausspruch: „Der Knabe wird so leiden, bis zur Schwelle des Grabes; der kranken, verletzten Brust kann nur ein Wunder Gottes, kein Mensch, Heilung geben. Die Tochter wird aber vielleicht genesen, wenn ein gewaltiger Schmerz ihre Seele aus dem Todesschlummer weckt.“ Da zuckte es wieder eiskalt an meinem Herzen, da leuchtete wieder die Hölle vor meinen Blicken auf. „Was ist es denn, was meiner Tochter fehlt?“ sprach ich zu mir mit starrem Selbsthohn, „ist sie nicht glücklicher als tausend Andere, da sie nicht empfinden, nicht fühlen kann des Lebens Wehen, des Geschikkes Stürme?“ Ich beschloß, mich abermals zu betäuben in dem berauschenden Strudel; abermals begann das Schlaraffenleben; Feste reiheten sich an Feste und meine Thür stand allen glänzenden Thoren offen. Nur ihn wagte ich nicht mehr zu leugnen, zu lästern; jedes menschliche Wissen, jedes heilige Gefühl wurde von mir in meinem Salon besprochen und bespöttelt, aber eine unüberwindbare Scheu hinderte mich, seinen Namen auszusprechen.“

„Ich weiß nicht mehr, welcher Thorheit wegen ich wiederum ein glänzendes Fest veranstaltete. Die Lichter glänzten, die Instrumente rauschten; ich hatte mich erhitzt im wilden Tanze; draußen war die Luft lau und mild; um mich abzukühlen, wollte ich in den Garten niedersteigen; mein Weg führte mich an dem Gemache des alten Daniel vorbei; da sah es sonderbar aus, da zeugte es von keinem Feste; Alles war dort mit Trauerdecken überzogen, und in dem kleinen Gemache brannten sieben Lichter, so gereihet, als ständen sie um einen Sarg. „Was soll das?" fragte ich den Feindlichen, „was sollen die Trauerzeichen an diesem Freudentage?" „Ist es dir ein Freudentag?" wiederholte der Irländer; „mir war das nicht bekannt, ich weiß bloß, daß es der Todestag deines Bruders ist." Dem Blitzstrahl gleich traf mich diese Antwort, glühend zuckte es in meinen Adern, meine Lippen dorrten: „Ein Glas Eiswasser!" rief ich unbedachtsam; nur zu schnell wurde mein Befehl befolgt. Ich wollte die Flammen löschen, die in meinem Innern glühten; aber kaum hatte ich getrunken, als ich bewußtlos niedersank und nur zu einem peinvollen Qualleben erwachte. Ich war gelähmt, keines Gliedes Herr; und auch noch jetzt war mir nichts Unge-

wöhnliches widerfahren, die Aerzte konnten Alles erklären, ohne helfen zu können; ich war erhitzt und hatte einen kalten Trunk gethan, der alsogleich die Lähmung herbeiführte. Nein, nein, mir genügten diese Menschenworte nicht, ich war gläubig geworden, und erkannte die Strafe der Allmacht an. Aber auch eine Hoffnung bauete ich auf mein entsetzliches Geschick. Der Arzt hatte gesagt: die Tochter kann genesen, wenn ein gewaltiger Schmerz ihre Seele aus dem Todesschlummer weckt. Welcher Schmerz kann größer sein, als wenn ein Kind seine Mutter so erblickt, wie ich hier liege, von dem Leben verstoßen und doch nicht dem Tode angehörend. Ach, Jenny trat an mein Bett, kalt und ruhig, wie immer; kein Gefühl, kein Mitleid in ihren Zügen, und sie ging, wie sie gekommen war. Ihre Brust ist verödet, kein Herz schlägt in derselben, und doch liebe ich sie um so mehr, da sie den Fluch meiner Sünde tragen muß."

„Viele Jahre, so lang für die Qual, so kurz für die Buße, sind entschwunden; ich verließ nicht mehr das Schmerzenslager, das meine Welt geworden, das mein Sterbebette sein wird. Und doch könnt' ich beinahe sagen, in diesem furchtbaren Zustande bin ich glücklicher als damals, wo ich in

Jugendkraft und Jugendblüte bewundert wurde, denn ich habe ihn anerkannt, ihn, den ich einst zu leugnen wagte, und dessen Willen ich mich jetzt beuge in Demuth und Gebet. Thöricht sind mir auch annoch Geist und Herz geblieben; wie ich einst ausschweifte im Unglauben, so hege ich jetzt kein Maaß im Gegentheil. Ein fallender Wassertropfen scheint mir eine Vorbedeutung, ein Strahl der Sonne, das Aufblinken des Mondes ein kündender Warner der Zukunft zu sein. Kein Mensch hat es mir zugeraunt, in keinen meiner Träume ist der Gedanke getreten, und dennoch hege ich die feste Ueberzeugung, daß die Todesstunde des armen Eduards, meines Neffen, auch die meinige sein wird, daß ich nur genese, wenn er gesundet. Umsonst such' ich mich dieser thörichten Einbildung zu entwehren; sie kehrt immer siegreicher wieder." — Und mit dumpfer, langsamer Stimme fuhr die Leidende fort: „Heute trat der Arzt zu mir und kündete, daß, wenn kein Wunder geschieht, in wenig Tagen der Lebensodem in Eduards Brust verlischt. Seine Stunde und die meinige ist angebrochen." —

Die eigene Seelenstimmung, in welcher sich die Kranke befand, hinderte sie zu bemerken, welch' einen furchtbaren Eindruck der Schluß dieses Bekennt-

nisses auf Auguste machte. Es war der Armen, als ob auch ihr Todesurtheil ausgesprochen würde; sie hatte kein Trostwort für die Leidende, keine Ermuthigung für sich selbst. Jetzt erst, in diesem Schmerze, der die Thräne im Auge verglühte und das Gebet auf der Lippe ersterben ließ, wurde ihr klar, was Eduard ihrem Herzen war. Dahin war jede Hoffnung! sie wollte auf ihr Zimmer wanken, aber ihr Herz trug sie nach dem Gemache des Vergehenden. Da saß er wieder in seine Träume versunken, und sein Auge starrte wieder sehnend zu der Berge Höhen. Er empfing sie so heiter, so ahnungslos, seine Wange hatte wieder die zarte Todesröthe; er erzählte ihr von seinem wunderbaren Traume, und wie durch dessen Bilder die Sehnsucht in die Ferne so überlaut in seiner Brust erwacht sei. Da konnte sie ihre Thränen nicht länger zurückhalten, ach, dieses unvertilgbare Sehnen war ja der Vorbote des nahenden Todes. Eduard mißverstand die Quelle ihrer Zähren; er glaubte, sie weine um ein eignes Leid, nicht um ein fremdes, nicht um das seinige; um sie zu erheitern, wies er ihr die Kuppen der Berge, die jetzt von der Abendsonne umleuchtet im rosigen Purpur aufstrahlten. „O wie schön muß es dort sein,“ klagte er, „wie leicht

muß es sich dort auf jenen Gipfeln athmen lassen, und immer bleib' ich zwischen dem Gemäuer ein Gefangener und immer bleiben mir jene Höhen verboten.“ Leuchtender flammte jetzt die höchste Kuppe des Gebirges in goldenen Zauberstrahlen auf; Eduard verstummte, aber sein Auge strahlte heller, er beugte den Körper weit vor und breitete die Arme aus, als könnt' er Fels und Abendroth zu sich herüberziehen. In dem angstvollen Mühen, Eduard's Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken; fragte Auguste: „Wie nennt man jenen Felskegel, der jetzt wie ein Altar Gottes in der Sonne aufleuchtet.“ — „Es ist der Lilienstein,“ antwortete Eduard. Da schrak die Jungfrau freudig und doch bangend zusammen; sie erinnerte sich der Worte der Blumengeister; was sie so fern wähnte, lag ihr so nahe; sie faltete ihre Hände nnd betete recht innig, aber ohne Worte; dann umfaßte sie den Kranken recht fest, weinte lange in seinen Armen und mit einer Hoffnung, so thöricht wie sie die Menschen so oft, so fromm wie sie die Menschen selten hegen, verließ sie ihn.

Als Eduard allein war, versank er wieder in seine Träume; die Sonne war niedergesunken, die Bergeshöhen ihm entschwunden, aber in seinem Geiste

sah er sie nah vor sich, bebaut mit wunderbaren Tempeln und heiligen Gotteshallen. Nun aber ging der Mond auf und er erschaute sie wieder in einem andern, fast noch schönern Lichte; sie waren getaucht in ein flüssiges Gold, in dessen Strahlen sich, wie ihm dünkte, jene Gebilde regten, die er in der letzten Nacht erblickt hatte. Da konnt' er die Sehnsucht nicht länger bewältigen, da trieb es ihn, Alles vergessend, nichts mehr erwägend, hinaus ins Freie. Er stieg die Treppe hinab, Alle schlummerten wohl schon, denn Niemand begegnete ihm. Nur in dem Zimmer des alten Daniel brannte noch die Lampe, durch die Glasthüre gewahrte er, wie der Irländer vor einer Truhe saß und in der Hand ein Pergament mit vielen Insiegeln hielt, in dessen Anschaun er so sehr versunken war, daß er Eduard's Entfernung nicht bemerkte. Leise öffnete sich die Thüre und der Flüchtling war auf der Straße.

Draußen herrschte eine dumpfe, schwüle Gewitterluft, dennoch fühlte Eduard sich leicht und wohl, er athmete hoch auf in dem Genusse der erfüllten Wünsche und der errungenen Freiheit. Und wie damals, als Auguste zum erstenmal die Stadt betrat, lagen die Straßen öde und verlassen da. Alles ruhte; aber diese Ruhe schien Eduard so be-

glückend, so friedenspendend, daß er ohne Zagen weiter wandelte.

Bereits hatte er den Bann des Städtchens verlassen, als er fühlte, daß die Luft immer schwüler und beengender wurde. Am Himmel schwand des Mondes und der Sterne freundliches Licht und dunkle Wetterwolken zogen drohend herauf. Die glückliche Erregung hatte Anfangs seine Schritte gefördert, aber nun schwanden um so schneller seine Kräfte. Nur langsam konnte der Kranke noch vorwärts schreiten, und ob es um ihn auch glühte und sengte, so lag doch auf seiner Stirne ein kalter Schweiß, und seine Brust rang immer schwerer und schwerer nach Athem. Er mußte oft rasten; hinter ihm lag die Stadt in Nacht versunken; vor ihm aber dunkelten noch in grauer Nebelhülle die Gipfel der Berge, so wanderte er vorwärts; aber jetzt begann die Anhöhe, und seine letzte Kraft war dahin. Er sank auf einem Felsstein nieder; die kranke Brust schmerzte ihm mehr denn sonst; die Gewitterhitze glühte heißer und heißer; seine Brust war krampfhaft geschlossen, ihm war, als ob er ersticken müsse; noch einigemal schreckte ihn das Grollen des Gewitters auf, aber nach wenigen Schritten sank er wieder nieder. Der Mond war entschwunden hin-

ter Wolkengrauen; keiner der lichten Geister, denen er vertraut hatte, erschien zu seiner Hilfe; nur einen theuren, geliebten Namen stammelten noch seine Lippen, aber auch sie war fern und vernahm nicht seinen Ruf. Jetzt schrillte es sonderbar in der Luft, die finstern Wolken brachen, in feuriger Lohe schmetterte ein gewaltiger Blitzstrahl auf ihn nieder; ein Blutstrom entquoll seinem Munde und er stürzte bewußtlos zu Boden.

Als der furchtbare Donnerschlag verhallte, trat Auguste aus dem Hause, um auch ihre Wanderung zu beginnen. Jetzt war die Luft rein uud abgekühlt, nur in weiter Ferne, jenseits der Gebirge, leuchtete es noch; die Nachtblumen dufteten mit neuer Kraft und erschlossen alle ihre Kelche; am Himmel schien wieder der Mond, leuchteten die Sterne freundlich auf sie nieder; so stieg sie zwar beängstigt, aber ohne Ahnung dessen, was dem armen Eduard geschehen, die Höhen hinan. Ihre Pfade wirrten sich nicht, denn es leuchtete so mild auf ihrer Bahn, als sei das Sternenlicht der Milchstraße von dem Himmel auf die Erde niedergesunken; trotz der Oede und Einsamkeit fühlte sie sich recht heimisch; ihr schien, als würde sie überall von traulichen Stimmen begrüßt; auch wandelte sie nicht

mehr auf ödem Steinwege, sondern auf einem dunkeln Moosteppich, den überall Lilien umstanden, die sich ihr grüßend entgegenneigten; je weiter sie vorwärts schritt, desto größer und duftreicher wurden diese Blüten, und als sie nun zu der Bergeshöhe hinauf blickte, sah sie diese wunderbar mit einem sanften Lichte erleuchtet; „vielleicht," wähnte sie, „ist es des Mondes Schimmer, der sich dort so sonderbar wiederspiegelt;" aber das Licht war nicht golden, es war strahlend weiß und von einer Milde und Schöne, wie sie es noch nie gesehen. In dem lauen Blumendufte, in welchem sie wandelte, schien es ihr, als athme sie nicht mehr auf Erden, sondern im Reiche der Verklärung, und als sie nun näher kam, schien ihr das wunderbare Licht ein weißes, leuchtendes Gezelt von ungewöhnlicher Form zu sein, und da sie noch höher stieg, sah sie, daß auf der Kuppe sich eine Lilie höher als die Urbäume des Waldes erhob und seltsam in der Gegend umherleuchtete. Unter derselben saß ein hehres Frauenbild, wohl in einer schönern Welt als der unsrigen heimisch. Die Herrliche nahm das zagende Erdenkind an ihr Herz, in ihre Arme und trocknete freundlich die Zähren der Bangenden. Was Auguste da empfunden, da erfahren, wie sich ihr Leben dort

heiligte und verklärte, hat ihre Zunge nie aussprechen können, aber sie schied mit einer schönen Hoffnung und an ihr Ohr schlug noch immer die Lehre, welche die Wunderbare ausgesprochen: „Glaube auch dann noch, wenn dir schon die Hoffnung entschwunden.“ Und mitten in den glücklichen, sündenlosen Träumen, mitten in dem Himmel einer seligen Erhebung, starrte ihr Fuß und ihre Kniee brachen; vor ihr lag ein Leichnam in seinem Blute und als sie sich zu demselben niederbeugte, graute es vor ihren Augen, schwand das Leben aus ihrem Herzen und nicht mehr ihre Lippe, nur ihr Herz betete: „Glaube auch dann noch, wenn schon die Hoffnung entschwunden.“

Wohl zuckte Eduard manchmal aus seinem Todesschlummer empor, wohl erschloß er manchmal die Augen, aber die Nacht lag schwer auf der Erde, er war verlassen, entfernt von jeder Menschenhilfe; immer matter wurde sein Widerstand, seine Klage verhallte ungehört, und er sollte enden einsam und verlassen. Doch nein, ein Retter naht sich ihm und weint auf ihn die Thränen des Mitleids nieder. Auguste erinnerte sich in diesem Augenblicke der Gabe der Blumenkönigin; es war ein geschlossener Blüthenkelch, sie öffnete ihn und netzte mit dem duf-

tenden Wasser desselben dem Bewußtlosen Schläfe und Stirne. Der stärkende Duft rief Eduard in das Leben zurück; ihm war jetzt leicht und wohl, und obgleich kein Blut geflossen, konnte er jetzt doch frei athmen; seiner Brust war eine schwere Last entnommen, er lächelte seiner Retterin dankend entgegen, und mühete sich, sie zu überzeugen, wie ihm wohl sei und wie er sich völlig erkräftigt und genesen fühle.

Sie, die Glückliche, faltete dankend die Hände und hoffte, glaubte und zweifelte dennoch an ihrer Seligkeit.

Als sie in das Haus der Trauer und des Schmerzes zurückkehrten, trat ihnen auf der Schwelle der alte Daniel entgegen und rief mit angstbeklommener Freude: „Eduard! du lebst! du bist nicht verunglückt, wie ich fürchtete.“ — „Ich lebe,“ erwiderte Eduard heiter, „und bin genesen wunderbar.“ Daniel starrte den Jüngling ungläubig an, aber als er gewahrte, wie die sonst gebückte, eingesunkene Gestalt in voller Kraft des Lebens vor ihm stand, kam die Ueberzeugung über ihn und er jauchzte: „Gelobt sei Gott! so bist du der Erbe des Großohms.“ „Laß das,“ lächelte Eduard, „die Erinnerung an

Alles ist mir zwar zurückgekehrt, mir ist in diesem Augenblick, als sei ich von einem langen angstvollen Schlafe erwacht, aber ich weiß ja auch, daß die Urkunde längst verloren ist.“ — „Sie ist nicht verloren,“ eiferte Daniel, „ich nahm sie zu mir, als sie deinen Händen entfiel, ich verbarg sie, damit nicht Jene, die meinen Bruder tödtete, die dich unter ihres Rosses Hufe trat, den Reichthum erbe, wenn du die Augen geschlossen hättest.“ — „Vergebet, so wird euch vergeben,“ flehte Auguste mit weichen Lauten. — Der Alte schreckte bei diesen Worten zusammen und entgegnete mit völlig geändertem Tone: „Du magst wohl Recht haben; auch ich habe nicht immer gethan nach dem Gebote des Herrn. Möge Gott sie gnädig richten, sie liegt im Sterben.“ Als Eduard und Auguste dies hörten, stiegen sie schnell die Treppe hinauf; es war wie Daniel es gesagt hatte; die Kranke lag mit geschlossenen Augen, und des Todes Maale umschatteten bereits ihr Gesicht; zu ihren Füßen knieete ihre Tochter, die fühllose Erstarrung war aus ihren Zügen, aus ihrem Herzen gewichen und sie weinte heiße Zähren auf ihre Mutter nieder. Die Schlafende und Sterbende zuckte, von den heißen Tropfen berührt, öffnete die Augen

und rief freudig: „Du weinst, mein Kind, Thränen füllen dein Auge, du hast ein Herz in deiner Brust!" Die lange gelähmten Arme hob die Leidende empor und rief: „O wie danke ich Demjenigen, den ich einst im Wahnsinn verleugnete, daß er dir Thränen, daß er dir einen Schmerz gab," und mit hoher Rührung setzte sie hinzu: „o er ist immer gütig und gnädig gegen den Menschen, und dieser allein ist nur gegen sich selbst und seinen Schöpfer ungerecht."

Die Kranke hatte sich empor gerichtet ohne fremde Beihilfe, sie war wieder stark und kräftig, und die Sterbeschatten verfinsterten nicht mehr ihr Antlitz, sondern erhellten dasselbe; sie lag an dem Herzen ihrer Tochter, die Stunde ihrer Einigung und ihrer Trennung war so heilig als schön. Ohne das Haupt aus den Armen der Tochter zu erheben, reichte sie Eduard die Hand und flüsterte gerührt: „Gott segne dich," und mit jenen Seherblicken der Sterbenden setzte sie hinzu: „du bist genesen, ich werde es auch bald sein." Da fiel ihr Blick auf Daniel und es trübte sich ihr Auge und ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut hörbar wurde. Aber in diesem Gemache hatte die Menschenbrust kei-

nen Groll und Zorn mehr; der Alte reichte ihr versöhnt die Hand entgegen. Sie lächelte ihn und Alle noch recht freundlich an, drückte fester die Tochter in ihre Arme und sämmtliche Anwesende sanken in die Kniee und beteten leise, denn ein reuiger Mensch war gestorben, ein Begnadigter zu Gott eingegangen.

Die Aerzte und Tagesphilosophen erklärten alle räthselhaften Erscheinungen dieses Hauses mit genügenden Gründen. Jenny's Wandel — sie ist mild und gut geworden und hat für des Nächsten Freud' und Leid eine ewig rege Theilnahme — erläutert sich durch die Regungen des menschlichen Herzens selbst; der Sterbenden Erkräftigung in der Todesstunde ist nichts Ungewöhnliches; Eduard hatte durch den Stoß mit des Rosses Hufen in der Brust ein Blutgeschwür bekommen, das in jener Gewitternacht aufbrach, und so seine Genesung herbeiführte. Aber Eduard und Auguste hörten nicht auf diese Erklärungen, sie glaubten noch immer an das Wunderbare, das sich mit ihnen begeben, und die Thörichten sollen noch oft in ihrem Glücke den Himmel auf die Erde niederzaubern, denn am Ufer der Elbe liegt ein Gut mit einem recht wohnlichen

Hause und einem zauberartigen Garten, in dem unter den Prachtgewächsen aller Zonen die Lilien am schönsten blühen. In dem Garten waltet Augustens Vater mit seiner Familie. In dem Hause, dessen Pharus die Aussicht nach dem fernen Lilienstein gewährt, wohnen zwei glückliche Gatten: Eduard und Auguste.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Wilhelm

Die sächsische Schweiz Sagen-Cyclus

Berlin 1843

P.o.germ. 965 hm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115229-8